Biogr. C.
439
v
Fiche

[redacted]

Biogr. C. 439 v

Fiche

26

Hayn Got I, 9 (ausführlich)

# Abentheuer, Meinungen
und
Schwänke
# galanter Männer.

Ein
Seitenstück zu den Skitzen
aus
den Leben galanter Damen.

Come chi corre il fior volea, e il ſerpente
Trova, che 'l punge. — — — —

*ARIOSTO.*

Regensburg,
in der Montagiſchen Buchhandlung
1791.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

79198

# Vorrede.

Man hat Skitzen aus den Leben galanter Damen gelesen und beurtheilt, man hat sie gern gelesen und günstig beurtheilt; — ich liefere als ein Seitenstück, Abentheuer, Meinungen und Schwänke galanter Männer; ich wär sehr zufrieden, wenn man diese eben so wie jene aufnähm. Von dieser Aufnahme soll es auch abhangen, ob ich mehrere Sammlungen liefern, oder es bei dieser bewenden lassen werde.

In den Skizzen ꝛc. ꝛc. sind nur galante Damen voriger Jahrhunderte aufgestellt, in dem gegenwärtigen Büchlein wird man auch Karakterzüge aus den Leben galanter Männer dieses Jahrhunderts finden.

Dieses soll und wird eben kein Vorzug dieser Sammlung seyn, aber es ist eine Abweichung, die ich hiermit gebührend habe anzeigen wollen, und wahrhaftig! selbst auch dabei spielte der Zufall auf Unkosten des Vorsatzes, ob wohl oder übel, — das kann ich nicht selbst entscheiden.

Wenn es ausgemacht ist, — und das ist es! — daß Wohl und Weh

ganzer Nationen und Staaten auf den Schultern der Favoritinnen erlauchter Personen, wie das erlauchte Genua auf den Schultern eines Fiesko, sich wiegte, daß dieses Wohl und Weh eines Landes, eines Volkes, oft von der verschobenen Falte eines Busenschleiers einer Dame abhieng, und noch abhängt, so ist es doch wohl der Mühe nicht ganz unwerth, die Männer ein wenig genauer zu beschauen, welche Laune, Zufall, oder wie man das nennen will, in die Arme solcher liebenswürdigen Geschöpfe warf?

Wir wollen sehen, ob wir die Herren über den geheimsten Pulsschlä-

gen ihres Karakters (wenn ich so reden darf,) beschleichen können. Das mag nun dem einen blos Unterhaltung gewähren, ein anderer wird darüber Reflexionen anstellen, und ein dritter — wird vielleicht noch mehr thun und z. B. etwa sogar Regeln daraus abstrahiren, die ihm, die andern, dienlich oder nützlich seyn können.

Aber ein System sich daraus bilden zu wollen, das wollen wir vor der Hand, wenn das etwas hilft, uns verbitten. Geschäh es dennoch, so ist der Bearbeiter dieser Abentheuer ꝛc. ꝛc. ausser Schuld.

Dem Reinen ist alles rein, dem der Unreinigkeiten liebt — gilt es gleichviel, ob er sich oder andere beschmuzt. Wiewohl sich niemand gern beschmuzen läßt, der es nicht aus Zuneigung leiden mag.

Die Staaten der Liebe sind die weitläuffigsten, die es giebt, ihr Szepter streckt sie weiter, als über die Grenzen eines Königreichs Yvetot, und dennoch weiß jedermann, daß ihre Konstitution so vielfacher Deutungen unterworfen ist, als es nimmer eine, die Constitutio Carolina nicht ausgenommen, war, ist und seyn wird. Eben so vielfach sind die Würkungen,

welche die Gesetze, die sie giebt, hervorbringen. Es liessen sich darüber, mit Beispielen erläutert, Quartanten schreiben, und dennoch würden von Jahr zu Jahr, Supplementbände folgen können.

Man glaubt, die Liebe arte aus, so wie etwa die Kanarienvögel in Deutschland ausarten mögen; — das mag es aber wohl nicht seyn. Ihre Würkungen auf menschliche Karaktere mögen moralisch wohl eben das seyn, was physisch Arzeneimittel einerlei Art, für Naturen von verschiedener Art sind.

Der P. Minasi speißt die größten Kreuzspinnen ohne Schaden, ohne

Ekel, und es giebt Leute, die bei ihrem Anblick schon Verzuckungen, Erbrechungen ꝛc. bekommen. Der P. Minasi würde denken: Das sind Narren! und was diese Leute von ihm denken mögen, ist eben so leicht als das Arzeneimittel zu errathen, das ein Patient zu Linderung der Fieberhitze bekommen möchte.

Auch die Liebe ist ein Fieber; das ist eine allgemeine Vergleichung, und dennoch hinkt sie, troz jedem Gleichniß, denn es giebt ein **hitziges**, es giebt aber auch ein **kaltes** Fieber. Und da sage man was man will, Liebe hält keine Vergleichung mit der leztern Fiebergattung aus.

Der

Der Ausdruck: Liebesfieber, ist nicht ungewöhnlich — aber die Arzenei gegen dieses Fieber? und die verschiedenen Branchen dieses Fiebers? und die Mittel dagegen? — O! ihr moralischen Aerzte, verschreibt euere Arzeneien aus der berühmten Apotheke, die Geschichte genannt! sind diese unbrauchbar, so gebt die Kur auf, wie ich die meinige sogleich aufgeben will, wenn man meine Bemühungen verkennen kann.

Und doch, was wär zu unsern Zeiten nicht möglich? und wär ich wohl der erste, der dieses zu befürchten hätte? wär ich wohl der einzige, deßen

deßen Absichten man mißdeutete? wär ich wohl der allein, auf den auch selbst ein Schuldiger einen Stein zu werfen wagte? —

Unpartheilichkeit! bist du noch eine Göttin, so zeige deine Macht; wo nicht, so zerstöre deine Altäre selbst, auf deren Schutt auch nicht Eine Thräne fließen soll.

Geschrieben am 7. Jan. 1791.

---

# Innhalt.

Seite
I. Raimond Jordan, Vikomte de Saint Antoni = = 1
II. Peter Vidal = = = 23
III. Mauroy = = = 57
IV. Ludwig XV, König in Frankreich = = = = 73
V. Graf Bonneval = = 107
VI. Karl VII, König in Frankreich = = = = 137
VII. Heinrich II, König in Frankreich = = = = 155
VIII. Karl IX, König in Frankreich = = = = 171
IX. Duk de Roquelaure = 191

I. Rai=

# I.

# Raimond Jordan, Vikomte
## de
## Saint Antoni.

---

Sobald von galanten Männern die Rede ist, verdient Raimond Jordan, Vikomte de Saint Antoni, immer einen der ersten Plätze in der Reihe derselben. Liebe und Galanterie waren die Göttinnen seines Lebens, waren seine Musen, und seine Schutz-Engel. Wo ein schönes Auge stralte, war seiner Seele Flammenwohnung, und wo ein holder Mund lächelte, da lachte ihm der Minne Liebesfreude.

Wenn Sie, meine schönen Leserinnen, die Geschichte dieses Mannes, den ihre Schwestern und die Gefälligkeit derselben, so viel Liebes und Gutes erzeigten, mit einigem Wohlgefallen lesen, so gedenken Sie, daß der, der dieses schrieb, so gut als sein Held, auf Theilnahme und Wohlgefallen Rechnung macht und schenken sie ihm ihren Beifall, der sein süssester, gewünschter Lohn seyn wird! —

Raimond der zu Ende des XII. oder zu Anfang des XIII. Jahrhunderts in der Provence lebte, war ein berühmter Troubadour *) seiner Zeit, und seine Lieder waren sehr beliebt.

Der Geschichtschreiber sagt von Raimond:

"Er

*) Man kann die Troubadouren ungefähr mit unsern ältern Minnesängern vergleichen. — Man gab den alten Romanziers vielerlei Benennungen. Man nennte sie: 1) Troubadours; diese Benennung, die in der provençalischen Sprache, so viel als Dichter, Erfinder, heißt, kömmt von dem italienischen Worte trovare, erfinden, her. 2) Trouverres; kömmt von trouvetresor, oder vom italienischen Trovatri, Erfinder her. 3) Iongleur, Fröhlichmacher; vom lateinischen Ioculator. Ihre Kunst nennte man die fröhliche Wissenschaft; la Science gaie. Jede Provinz in Frankreich hatte ihre Erzähler, (Conteurs) selbst in der Pikkardie machte man Servantoi's, d. i. Liebeslieder.

(Ser-

"Er war ein wohlgebildeter Mann, "er war grosmüthig und tapfer, und er "verstund die Kunst eben so schöne Verse "zu machen, als er zärtlich zu lieben "wußte."

Dieses ist das vollständigste Gemälde der Vollkommenheiten eines damaligen Minnesängers.



(Servantois, Syrvantois, vom lateinischen Syrvantica poesis, unter denen man auch zuweilen Spottgedichte verstund.) — Hatte man in Italien zuerst Nachahmer in dieser Dichtungsart, so kam es daher, daß durch Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, den Italienern der Umgang mit den Franzosen sehr erleichtert wurde. — Die teutschen Minnesänger sind zuverläßig Nachahmer der Troubadouren. Sie folgten einerlei Lebensart, stempelten ihre Produkte mit gleicher Empfindung und Meinung, und Geist und Karakter war auf einerlei Art denselben eigen. Unter den Minnesängern waren, so wie unter den Troubadours, Leute der ersten Klassen, z. B. Kaiser

Unsers edlen Ritters und Sängers der Liebe, Geliebte, war die Gemalin des Vikomte de Pena, eines der vornehmsten Barone von Albin. Sie war sehr schön, sie war zärtlich, sie war, was die Damen zwiefach liebenswerth macht, gefällig, liebemild, und der liebende Raimond klagte nicht über ihre Grausamkeit. Sie liebte den zärtlichen Sänger, sie gab ihm ent-

Kaiser Heinrich VII. Konrad, Konradin die Hohenstauffen, Wenzel König in Böhmen, Herzog Heinrich von Breßlau, Otto Markgraf von Brandenburg, Markgraf Heinrich von Meissen, Herzog von Braband, viele Grafen, Ritter, Barons und Edle. — Die Karakteristik ihrer Werke ist, eine ausserordentliche Verehrung der Damen, viel Liebe, Menschlichkeit und Grosmut, selbst gegen ihre Nebenbuler. Im XIV. Jahrhundert verlosch mit dem Geiste der galanten Ritterschaft, die Liebe zur Dichtkunst, einige fürstliche Häuser starben aus, die die Dichtkunst protegirten und die Zeiten dieser Liebessänger waren dahin.

entscheidende Beweise ihrer Zärtlichkeit, und des war Raimond fröhlich.

Aber der Himmel der Liebe bleibt selten immer klar und heiter, der Sturm der Trennung jagt oft Wolken an diesen Horizont, welche der Liebesfreuden Sonnenblicke nicht zertheilen können. Diese Liebesatmosphären-Wandelung erfuhren leider! auch die beiden Geliebten, von denen wir jezt sprechen.

In damaligen Zeiten gab's immer zu fechten, und wenn Raimond zuweilen ein Lied an seine Schöne dichten wollte, mußte er die Feder schnell wegwerfen und das Schwerd ergreiffen.

Seine Burgnachbarn waren Streitköpfe, und hielten Ruh für Müßiggang. Ursachen gab's damals beständig, und ein Fehdebrief kam in ein Schloß, ehe sich's der Besitzer deßelben versah. Nun gieng's in den Kampf. — In einem solchen Gefecht wurde Raimond so gefährlich verwundet, daß sich schnell das Gerücht von seinem Tode verbreitete.

Diese Schreckensnachricht kam kaum zu den Ohren seiner Geliebten, als sie in der ersten Verzweiflung, in ein Kloster gieng und allen Freuden der Welt, innerhalb dieses Weiberkerkers, auf immer entsagte.

Das war immer ein zuvoreiliger Schritt, den sie gewiß nachher selbst bereut hat, den sie aber nicht zurükthun konnte und den zu unsern Zeiten, wegen eines verlornen Liebhabers, nicht leicht eine Dame thun wird, da dem Mangel so leicht abzuhelfen ist, da es der Liebhaber so viele giebt, als Männer auf Erden wandeln. Wahrhaftig! man liebte dazumal mit gar zu viel Attachement. —

Der **Mann** war gleichgiltig bei dem gefaßten und ausgeführten Entschluße seines geliebten Weibes, aber der **Liebhaber** war es nicht. Raimonds Wunden waren geheilt, als ihm die Nachricht von dem, was seine Geliebte gethan hatte, zum zweitenmal in Lebensgefahr brachte.

"Warum

"Warum mußte ich dem Tode entrissen werden — seufzte er — um mit dieser Schreckensnachricht, eine weit qualvollere Pein zu dulten? — Die Schmerzen dieser schrecklichen Trennung sind tödender als alle Qualen des Lebens. Zwischen finstern Klostermauern vertrauert sie die Rosen-Zeit ihres Lebens, und ich bin unglücklich, da das Gestirn meiner Liebe untergegangen ist. — Wenn sie erfährt, daß ich noch lebe, wird sie zu spät ihren raschen Entschluß bereuen, und in banger Verzweifelung ihr Leben enden. O Liebe! Liebe! welche Leiden foltern die dir geweihten Herzen."

Raimonds Zustand war in der That beklagungswerth. Tiefe Melankolie bemächtigte sich seiner, nichts konnte ihn ergötzen, nichts konnte ihm Freude geben. — Seine Rüstung hieng bestaubt an der Wand, seine Klagen erfüllten die leeren Zimmer seiner Burg, und verhallten in düstern Hainen. Länger als ein Jahr floh er alle Lustbarkeiten, und für

Zerstreuungen, hatte er keinen Sinn. Der Verlust der Geliebten füllte seine ganze Seele, und kaum vermochte die große Verminderin des Elends, die Zeit, seinen Schmerz zu heilen. Diese allgewaltige Schmerzheilerin weis durch neue Leidenschaften die zu trösten, die sie durch eben diese in die Nacht des Kummers stürzt. Wer ihr vertraut, täuscht sich nimmer in seinen Erwartungen.

Allen zärtlichen Bemühungen und Aufmunterungen der Freundschaft widerstund Raimonds Traurigkeit, nur der Liebe war ein Sieg vorbehalten, den Freundes Trost ihr nicht abgewinnen konnte.

Eine Dame bewegte sein Zustand zum Mitleid. Sie nahm sich vor, den Dulter zu heilen und Ersatz ihm für seine Leiden mit süsser Minne zu bieten.

Die Damen wurden zu jenen Zeiten, zu solchen tröstlichen Schritten von einer Art von Galanterie gezogen, die sich

sich mit den jetzigen Begriffen von Wohlstand nicht recht vereinigen läßt.

**Elise von Montfort**, Tochter des **Vikomte von Turenne**, und Gemalin des Herrn **Wilhelm von Gordon**, — so hies die Schöne, der Raimonds Zustand zu Herzen gieng, — war es, die von seiner Standhaftigkeit und Liebe gerührt, von seinem Betragen hingerissen, ihn bat, nicht mehr seiner Traurigkeit nachzuhängen, und ihre Liebe, die sie für ihn empfand, zu erwiedern. Der Brief den sie ihm zuschickte, ist uns aufbehalten worden und wird als ein Beleg ihrer, und der damaligen galanten Damen Denkungsart, hier nicht am unrechten Orte stehen. Sie sagte in demselben:

"Ich biete Euch, zur Entschädigung "für Euern Kummer, Ersatz in mir und "meiner Liebe an. Ich beschwöre Euch "zu mir zu kommen. Werdet Ihr mich "umsonst bitten laßen, so zwingt ihr mich "zu Euch zu kommen."

Diese

Diese zärtliche Einladung wirkte schnell auf Raimond. Sein Wesen schien sich ganz zu verändern, er fieng wieder an sich zu erfreuen, suchte Gesellschaft, gab seinen Dienern neue Livreien, lies seine Waffen ausputzen, versah sich mit schönen Kleidern, und trat seine Fahrt zur Frau von Gordon an. Sie nahm ihn mit viel Auszeichnung, Zufriedenheit und Vergnügen auf, und wußte ihn so angenehm zu unterhalten, daß sein Herz bald wieder für die Freuden der Liebe empfänglich wurde.

Seine Artigkeit, seine Galanterie, sein Witz, seine angenehmen Unterhaltungen, bezauberten seine schöne Wirthin, und er fand in ihrem Umgange unsäglich vielen Reitz. Ihre liebenswürdige Freundlichkeit, ihre liebliche Gefälligkeit entzückten ihn, ihre Reitze bezauberten ihn, und ihr Betragen entlockte ihm das Geständniß der Empfindung seiner Liebe für sie.

Es war ein schöner Sommermorgen als Raimond mit der Zitter sich in den Garten schlich. Er feierte durch einige Lieder die Pracht des Morgens, und sein Herz genoß die Freuden einer der herrlichsten Naturszenen. In jedem Tropfen Thau schimmerte ihm das Bild der Geliebten entgegen, und jedes Blat rauschte ihm ihren Namen zu.

Er lehnte sich an eine hochbejahrte Pappel, er seufzte: "Ach! Elise!" ergrif die Zitter, spielte und sang:

Wenn ich sie sah, wie bin ich da
so heiter und so fröhlich!
ach! wär sie mir nur immer nah
wie wär ich doch so seelig!

Ein Blick von ihr tilgt alles Weh
aus diesem kranken Herzen;
wenn ich Elisen bei mir seh,
verschwinden alle Schmerzen.

Du Hofnung, hältst bei Leben mich,
Dir hab' ich mich ergeben,
hätt' ich nicht holde Freundin dich,
ich könnte nimmer leben.

"Wirklich?" fragte eine Stimme hinter ihm.

Raimond drehte sich schnell um und sah Elisen. — Seine Lippen hatten keine Antwort für diese Frage; er warf sich vor ihr nieder und küßte zärtlich ihre Hand.

Elise. Soll ich's denn glauben, daß Ihr mich liebt?

Raimond. Wenn Ihr mich glücklich sehen wollt, so glaubt es. Glaubt, daß ich Euch liebe, daß der Besitz Eurer Liebe mich beneidenswerth glücklich machen wird.

Elise. Lieber Raimond!

Raimond. Theuerste Elise! liebt Ihr mich?

Elise. Ja, Ritter! ja! ich liebe Euch.

Raimond. O! gebt mir doch ein Zeichen, daran ich erkenne, daß Ihr nicht mit mir scherzen wollt.

Elise. Mein Herz kan nicht spotten; betrügen kann es nimmer. — Werdet Ihr mich aber auch immer lieben?

Raimond. Ewig! ewig!

Elise. Wird eure Liebe nie erkalten?

Raimond. Eher wird die Sonne zu Eis, und dies Paradies eine Einöde werden, ehe mein Herz von meiner Liebe weichen wird. Mein einziger Gedanke ist Elise, mein Alles bist du, mein größter Wunsch ist, von Elisen geliebt zu werden.

Elise. Ach! lieber Raimond! spricht dein Mund die Wahrheit?

Raimond. So wahr ich lebe!

Elise. So bin ich glücklich! —

Raimond. Mein Glück hat keine Grenzen!

Sanft zog ihn Elise auf, zog einen Ring vom Finger, gab ihm den Ring, umarmte, küßte und verlies ihn schnell.

Raimond war vor Entzücken ausser sich. Er küßte den Ring tausendmal, verwahrte das theure Pfand ewiger Liebe und Beständigkeit sorgfältig, nahm nun die Farbe der Geliebten an, liebte, und wurde eben so feurig, wie er liebte, von Elisen wieder geliebt.

Die Sitten der damaligen Zeit waren sonderbar, und jede Handlung von Gewicht bedurfte einer Feierlichkeit, in welche so gar sehr oft die Religion selbst mit verflochten wurde, um den Handlungen einen ansehnlichen Stempel aufzudrücken.

So war damals bei Annahme eines Liebhabers auch eine Zeremonie erforderlich. Die Verbindungen in der Liebe waren, wie die in der Ritterschaft, in den

Augen

Augen des Enthusiasten heilig. — Daher kam auch der Gebrauch, sich von einem Priester von seinem Bündniß lossprechen zu laßen, wenn die Leidenschaft expirirt war.

Die Männer trauten dem Platonismus der Liebhaber ihrer Weiber, glaubten *festiglich*, daß ohne wesentliche Verletzung der ehelichen Pflicht von Seiten ihrer Gattinnen ein solcher Liebesbund bestehen könne, waren von ihrer Keuschheit völlig überzeugt, und gönnten ihnen den Spas, mit einem Liebhaber zu tändeln, ohne eifersüchtig zu seyn.

Ein Ueberbleibsel dieser Sitte, ist die Cicisbeatur in Italien, aber in dem barbarischen Teutschland will und kann dieser Gebrauch leider! nicht gedeihen.

Daß aber zu jenen nachsichtsvollen Zeiten nicht zuweilen von der allgemeinen Regel hie und da eine kleine Abweichung geschehen seyn sollte, das ist ein Punkt, den ich mir schlechterdings nicht

zu behaupten getraue. Man weiß ja wohl, wie unvermerkt das Fleisch den Geist überlistet, und sich Trophäen auf Unkosten der besten Entschließungen erringt.

Von Raimonds Gesängen sind vierzehn übrig geblieben. Eins dieser Gedichte wollen wir hier, so gut wir können, mittheilen. Er schrieb es, sich über die Härte seiner Geliebten zu beklagen. Ob das wirklich der Fall war, oder ob er als Dichter blos für erdichteten Kummer fühlte und seine Leier stimmte, weis man nicht genau. Genug, das Gedicht existirt, und es ist einerlei, ob Wirklichkeit oder Erdichtung die poetische Hebamme deßelben war.

Welch ein Verbrechen hab', o Liebe! ich begangen?
warum bestrafst du mich so hart?
hab' ich getreu nicht stets an der gehangen,
die mich jetzt flieht und meine Gegenwart?

O Lie-

O Liebe! deine Hand liegt drückend,
schwer auf mir!
Willst du den Armen
ohn Erbarmen
ganz unterdrücken, der sich willig
schon vor dir,
gehorsam unter deine Fesseln beugt?
Ach! das ist kein Verdienst! — Willst
du mit Kräften prahlen,
so ende meine Qualen.

O! die ich liebe! — nie wollt' ich
Dich jemals wieder
besingen, nie wollt' ich Dir weihen
meine Lieder,
doch jeder spricht von Dir mit Ruhm
und mit Entzücken,
wie kan ich schweigen? — Ach! der
Liebe banger Schmerz
zerreißt für Dich allein, das Dir ge-
treue Herz.
Du willst allein mit Martern mich
beglücken?
willst deinen Sklaven ohn' Erbar-
men niederdrücken?

Bin ich nicht Dein?
kan Dein Gewinn so groß, als wie
Dein Schaden seyn?

Der Himmel straft, o! fürchte
gleiche Pein!
ein Herz, das treue Liebe höhnt. —
Ich werde nimmer glücklich seyn,
hat er sich nicht mit Dir versöhnt.

Ach! wärst Du nicht so schön, so
müßt ich Dich nicht lieben!
Du öffnetest den Mund, ich war
entzückt;
ich sah ins Auge Dir, da war mein
Geist entrückt;
doch nichts als Leiden ist dem armen
Herz geblieben.

O! könnt' ich Harte dich erweichen!
welch' eine Wonne könnte meiner
Wonne gleichen?
Die Phantasie des Glücks verwirrt
mir schon die Sinne,
und wär es Wirklichkeit,

gewähr-

gewährtest Du wie Iseult, Tristann *)
Glück der Minne
was glich dann meiner Seeligkeit?

Nostradamus sagt, Raimond habe, als er an den Hof des Grafen Raimond Berengar, von der Provence, einen Sohn Königs Alfonso II. in Arragonien, gekommen sey, sich in eine Dame von Stande, Mablie von Riez, verliebt, und habe ihr zu Ehren viele Gedichte gemacht, sie aber habe sich aus Furcht, ihren Gemal eifersüchtig zu machen, weder auf den Gesang, noch auf die Leidklagen des Sängers zu hören getraut. Er habe in dem Kriege gegen den Grafen von Toulouse gefochten, sey gefährlich



*) Die blonde Heldin und der tapfere Held einer Liebschaft, deren Begebenheiten der alte Ritterroman: Tristan Prince de Leonnois, Chevalier de la Table ronde, d'Iseulte, Princesse de Irlande etc. Paris 1554. beschreibt. Eine angenehme Lektüre, die zu Raimonds Zeiten sehr kourant war.

lich verwundet worden, und da die Nachricht von seinem Tode sich verbreitet habe, sey die Dame aus Schmerz gestorben. Der beinahe untröstliche Liebhaber, habe ihr hierauf eine Statüe von Marmor bei einem Kloster errichten lassen, in welches er als Mönch gegangen, und dort gestorben sey.

Er setzt hinzu die Statüe sey unter dem Namen einer Heiligen in die Klosterkirche gesetzt worden. - Aber er fabelt oft gar zu viel und man kann sich auf seine Glaubwürdigkeit nicht wohl verlaßen.

Es ist glaublich, daß Raimond eben der Minnesänger ist, der über einigen Liedern, Rofolen genannt wird.

Von seinem Ende, und fernern Abentheuern, haben wir leider! keine gewißen Nachrichten.

---

II. Peter

# II.

# Peter Vidal.

Peter Vidal, auch ein Troubadour, ein Mann, der eben sowohl auf den Titel eines Dichters, als auf den eines Narrn, Anspruch machen kann, wird durch seine Abentheuer die Leser hoffentlich belustigen. Die sonderbarste Mischung von Vernunft und Thorheit, von Weisheit und Narrheit, karakterisirt unsern Held so gut, daß man ihn füglich den Don Quixot der Minnesänger nennen kann, und soll der milzsüchtige Ausspruch eines Mannes, der eben kein Dichterfreund seyn mochte, daß die Dichter einen Sparren zu viel hätten, applikabel seyn, so hat der Ehrenmann das Modell zu seinem Gegenstande des Spottes gewiß von Peter Vidal genommen.

Er war der Sohn eines Kirschners in Toulouse, geboren mit einer der lebhaftesten ausschweifendesten Einbildungs-

kraft von der Welt, hatte eine schöne Stimme, und wandelte, ausgerüstet mit diesen Talenten, die ihn zum Troubadour stempelten, eine Bahn, auf welcher in seinem Zeitalter alle Bellesprits ihr Glück suchten und fanden.

Seine Leidenschaft für die Damen, denn er war so verliebt, als schwerlich je ein Dichter war, seit es welche gab, seine Empfindbarkeit für die Weiber gab der Wahl seines Standes den Ausschlag. Ein Dichter hatte den Vortheil, daß es ihm erlaubt war in Ligata seine Seufzer den Damen der ersten Klasse zuzuflüstern, und wo jedes Liebesgeständniß Kontreband war, war eins in Versen doch willkommen, denn welche Dame wär so wenig eitel, es nicht schmeichelhaft zu finden, der Gegenstand eines Gedichts zu seyn? sich sagen zu können: — Du bist der Innhalt seiner Lieder! Du bist das Bild, das Idol vor welchem er entzückt die Knie beugt! die Welt liest diese Verse mit Entzücken, und der Gegenstand

genstand derselben bist Du! ihre Existenz verdanken sie der Liebe zu Dir! — Das ist nun eben gar keine gleichgiltige Sache für eine Dame. Sie sieht sich mit und in dem Dichter selbst verehrt, und das aufgestellte Bild?

"Bald hebt er es in lichter Glorie
zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
wie Engel über Wolken, vor dem Bilde;
dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach
und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
den Pfad, den leis' ihr schöner Fus betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
füllt er aus einem liebekranken Busen
mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
sein reitzend Lied, die sel'ge Schwermut lockt

ein jedes Ohr und jedes Herz muß
nach. — —
Aus allen Sphären trägt er was er
liebt
auf einen Namen nieder,
und sein Gefühl theilt er uns mit;*)

Vidal hatte ein so sehr empfängliches, reitzbares Herz, daß er nie eine Schöne sehen konnte, ohne sich in dieselbe zu verlieben. Das war ihm nun eben so leicht zu glauben, als zu verzeihen, aber nicht das, daß er wähnte, eine jede Dame, der er seine Liebe weihte, sey auch in ihn verliebt. Er war aber so fest davon überzeugt, und seiner Siege so gewiß, daß er sich derselben öffentlich rühmte. Im Grunde ist diese Indiskretion schon Hochverrath im Feudal-

system

*) So sagt eben so schön als wahr, eben so aufrichtig als entzückt, im Namen einer jeden ihrer Schwestern, Leonore Sanvitale, im Schauspiel: Tasso, von Göthe, S. 14. 15.

system der Liebe und wird nicht ohne Strafe begangen. Und Vidal konnte sein Unglück voraussehen, ohne eben ein Seher zu seyn, der auf Divinationsgaben Anspruch macht.

Sein Wahn belustigte und seine Thorheit unterhielt die Herren und Damen des Hofs, wo man ihn in der Qualität eines Lustigmachers gerne sah. Er wurde der Gegenstand der Persiflage der Herren und Damen dieser Welt, und seine Gedichte waren damals eine allgemeine Lektüre.

Diese Gedichte zeigten wirklich, daß er Geist und Witz besas, und seine Phantasie war ein Meisterstück in der Art, in welcher sie, versteht sich, eins seyn konnte.

**Bartholomäus Giorgi**, deßen Name mit Ruhm unter den Troubadouren prangt, sagt: "es sey eine Narrheit, Peter Vidal einen Narrn zu schelten, denn ohne Witz habe er seine Werke nicht schreiben können."

Das ist nun aber freilich kein hinreichender Grund, unserm Helden ein Prädikat zu nehmen, das er verdiente, denn es gab genug Männer in der Welt, die im vollsten Besitze des Witzes, dennoch Narren waren; und die Thorheiten, welche **Peter Vidal** begieng, sind wirklich zuweilen so sonderbar, daß man fragen muß: konnte ein Mann mit gesunden Kopfe, solche Albernheiten begehen? konnte ein Mensch, deßen fünf (nach Lavater, sieben) Sinne in gehöriger Ordnung sind, solche Thorheiten unternehmen?

**Vidals** Unstern wollte, daß er von der Gemalin eines Chevalier Saint Gilles versicherte, sie habe ihm nichts von allen, was er von ihr gefordert habe, abschlagen können und mögen. Wahr oder nicht wahr, **Vidal** hätte das nicht sagen sollen. Der gute Narr überlegte nicht, was er gesagt hatte. In solchen Fällen ist mit Damen nicht zu spaßen; und wenn Rachsucht die Seelen dieser in-

karnir-

karnirten Engel ergreift, so ist es sicherer, sagen Voltaire und Jesus Sirach, sich Drachen und Skorpionen als erzörnten Schönen zu nahen, wie bekannt ist. Die Schöne, welcher Vidal ein so mitleidiges Herz beilegte, nahm es, wie man leicht denken kann, sehr übel, daß er so unartig von ihr gesprochen hatte, und, was war natürlicher? beschloß sich an dem Prahler zu rächen. Sie klagte ihrem Gemal, die ihr angethane Schmach, und dieser lies dem armen Vidal die Zunge durchstechen.

Hugo de Beaux hatte Mitleid mit ihm; er lies ihn warten, pflegen, heilen, und nahm ihn auf. Diese Grosmuth rührte unsern Dichter ungemein, er blieb beständig dankbar und erkenntlich gegen dieses Haus. — Parral Vikomte von Marseille, einer der vornehmsten dieses erlauchten Hauses, nahm unsern Vidal, deßen Umgang er unterhaltend fand, besonders in seinen Schutz, und erzeigte ihm viel Gutes.

Aber

Aber Vidal blieb nicht lange ruhig. — Adelheid de Roxurmartine, die Gemalin seines Wohlthäters, des Vikomte, machte Eindruck auf des Sängers Herz, und wurde der Gegenstand seiner Seufzer und Freuden, seiner Lieder und Liebe.

Der Vikomte merkte bald was seinem Gaste fehlte, aber er war so gefällig, daß er deshalb weder eifersüchtig noch böse wurde. Vielmehr belustigten ihn Vidals Thorheiten, und um ihn ganz und gar zum Narrn zu machen, billigte er seine Empfindung, gab ihm Kleider und Waffen, wie er sie selbst trug, und lachte herzlich über den verliebten Abentheuerer und seine noble Passion.

Die Vikomtesse, die Vidal unter dem Namen d'Audierna besang, verdarb den Spas nicht, betrug sich sehr artig gegen den liebekranken Dichter und lies ihn glauben, auch sie habe, wie seine andern Geliebten, ein Herz für ihn.

Vidal

Vidal traute dem äussern Schein, seufzte und klagte in Prosa und Ligata gar sonderbar, und endlich kam es gar zu Vorwürfen. Diese konnte nun die Vikomtesse gar nicht ertragen, die ohnehin nur ihrem Gemal zu Gefallen, der sich ob des Gaukelspiels schier todlachen wollte, eine Rolle in der Farce übernommen hatte, und es gab Händel. Aber der Vikomte, der seinen Spas nicht gern entbehren mochte, und gern ferner lachen wollte, gab den Vermittler ab, stiftete Frieden, und redete seiner Gemalin zu, ihm doch nicht den Spas durch ihre sonderbare Laune zu verderben.

So wurde die Ruh wieder hergestellt, und der Vikomte bekam wieder Stof zum Lachen. — Darüber kam's aber endlich zur Katastrofe.

Einst als die schöne Adelheid auf ihrem Bette lag, und gewiß von etwas andern, als von Vidal träumte, schlich dieser ungebetene Gast sich in ihre Kammer,

mer, fest entschlossen, unerhört nicht von dannen zu gehen.

Trunken von Entzücken, sah er den Gegenstand seiner Liebe so schön, wie einst Adon Zytheren unter Rosen, ruhen. Eine verführerische Lage entdeckte ihm Reitze:

> mehr werth, als alles, was zum
> Farren und zum Schwan
> den Jupiter der Griechen umgestaltet.
>
> Wieland.

Vidal war ausser sich, wie man leicht denken kann, denn welcher Erdensohn, wenn nicht sein Herz ganz der Liebe Nova Zembla ist, könnte bei einer Aussicht, wie die, welche dem verliebten Sänger jetzt gewährt wurde, wohl ungerührt, wohl unempfindend bleiben? — Und der von Liebe ganz magnetisirte Vidal — warf sich am Bett der schönen Schläferin, so entzückt wie ein Verliebter sonst vor Anadyomenens Altar, nieder, seufzte einigemal, und drückte endlich im Ausbruch

seiner Empfindungen, einen Kuß auf seiner Göttin Rosenlippen.

Lächelnd schlug Adelheid ihre schönen Augen auf, und streckte ihre Arme aus, den Gatten der sie küßte, wie sie glaubte, zu umarmen, und Vidal sank entzückt an ihren Busen.

Kaum wurde die Vikomtesse gewahr, daß sie sich geirrt hatte, und daß besonders Vidal der Kühne war, der ihrem keuschen Lager sich genaht hatte, als sie ihn mit aller Macht zurück sties und nach Hülfe schrie.

Vidal wollte die Ankunft der Auxiliartrouppen nicht abwarten, sprang auf, und mit drei Schritten war er aus dem Zimmer, in welches, als er es verlies, die Kammerweiber der Vikomtesse stürzten, die ihren Hülferuf vernommen hatten.

Adelheid lies ihren Gemal rufen, erzählte ihm den Vorgang und bat, sie an dem kühnen Versemanne zu rächen.

Vikomte. Aber mein Kind, wie kannst du über einen Spase so einen großen Lärm erheben?

Adelheid. Wie? Spas? — Spas nennst du Frechheiten, Ungezogenheiten, die der verlaufene Poet sich gegen mich erlaubt?

Vikomte. Schimpf meinen Peter nicht! — er ist gut, laß ihn doch nur in dich verliebt seyn, was thut denn das?

Adelheid. Ich sage Dir, er hat mich gar geküßt.

Vikomte. Je nun! ein Kuß —

Adelheid. Wird von mir nicht an einen solchen Bettler verschenkt. — Er hat mich und dich beleidigt —

Vikomte. Mich, gar nicht.

Adelheid. Ist die deinem Weibe zugefügte Schmach nicht deine eigene?

Vikomte. Du weißt aber, liebes Kind, daß es mir Spas macht —

Adel-

Adelheid. Mich beschimpfen zu lassen?

Vikomte. Wer sagt denn das?

Adelheid. So mußt Du mich auch rächen.

Vikomte. Vergieb dem armen Peter, die Liebe plagt ihn hart und sehr. Und die Liebe —

Adelheid. Was geht mich seine Liebe an? — Ich schwöre Dir, willst Du mich nicht rächen, so werde ich selbst den saubern Spasmacher so bestrafen und züchtigen laßen, daß er Zeit lebens an mich denken soll.

Vikomte. Nun! nun!

Adelheid. Der Narr! als wenn ich seines gleichen wär!

Vikomte. Nun! nun!

Adelheid. Fort soll er, oder ich laße ihn ermorden.

Der Vikomte konnte seine Gemalin nicht besänftigen, er mochte zureden, wie er wollte.

Vidal, der den Effekt der Damenrache kannte und wußte, daß sie nie in den Grenzen bleibt, floh als er die Drohungen der erzürntgeküßten Schönen vernahm, aus der Burg, gieng zu Schiffe, und floh nach Genua.

Hier dichtete er in völliger Verzweifelung viele Lieder, aus denen Leidenschaft und Heimweh hervorblickten. Da sang er:

Entzückend kost die Luft, die meine Wange kühlet,
ach! Vaterlandesluft, die in den Locken spielet,
wie bist du mir so werth!

Wer deinen Namen nennt, o! Land, wo ich geboren,
der füllt mit Harmonie die aufmerksamen Ohren;
"dort ist mein Herz, mein Heerd!"

Fall ich dem Redner ein. Er nennt den Namen wieder,
er spricht von der Provence, mir beben alle Glieder:
"Dort ist mein Herz, mein Heerd!"

Er

Er beseufzte seine unglückliche Lage, so weit von der Dame seines Herzens entfernt zu seyn. Mit Dichterphantasie verglich er seinen Zustand, wenn er sie sah, mit der Entzückung eines Wahnsinnigen, der unbeweglich bleibt, wenn ihn der Glanz des Spiegels trift. Er seufzt: er würde der Glücklichste auf Erden gewesen seyn, wenn der Kuß, den er ihr raubte, ihm von ihr willig, selbst gegeben worden wär. Er sang:

Was hab' ich ihr gethan,
daß sie den Tod mir giebt? —
ich habe sie geliebt,
das hab' ich ihr gethan!

Was hab' ich ihr gethan?
ich raubte einen Kuß
ihr, den ich büßen muß,
als hätt' ich mehr gethan.

Hab' ich ihr mehr gethan,
will ich des Todes seyn! —
Nun leid' ich Qual und Pein; —
ach! hätt' ich's nicht gethan!

Denk' ich an ihre schönen Augen,
an ihre holde Zaubermiene,
so steht mein Herz in lichten Flammen.
Doch ach! sie spottet meiner Liebe,
ihr Löwenherz treibt über Meere
mich fort, in das gelobte Land.

Diese Wanderschaft trat er auch, entweder seines Kummers sich zu entschlagen, oder weil er die ihm nacheilende Rache der Vikomtesse befürchtete, unter dem Heere König Richards von England, der damals nach Palästina zog, wirklich an.

Nun fiel er wieder auf ein Extrem und füllte seinen Kopf mit Abentheuern aus der Ritterwelt an, oder vielmehr, er verlor seine Vernunft in Orient nun ganz und gar.

So wie er vormals glaubte alle Damenherzen bezwingen zu können, so hielt er jetzt alle Helden für Zwerge gegen sich. In dieser Heldenlaune mischte er Aufschneidereien in seine Lieder, die ihn

zum völligen Ebenbilde des ehren- und nothvesten Sir John Fallstaff machten. Hier ist eine Probe:

Wer zittert nicht bei meinem Namen,
so wie die Wachtel vor dem Sperber bebt?
sie kennen mich, sie wißen, wie ich fechte,
und wie mein Schwerd in Schlachten schwebt. —
Wer zeiht mich eines einzgen Fehlers,
der nie den Rittersmann geziemt? —
Ich bin im Feld der sanften Minne
groß, und im Waffenfeld berühmt.
Es ist kein Höfling in Pallästen,
im Felde ist kein Rittersmann,
der mich nicht ehrt, der mich nicht fürchtet,
mehr, als ich es nur sagen kann.
Wenn ich in meiner Rüstung gehe,
und wenn mein Schwerd die Hüfte ziert,

so zittert unter meinen Füssen
die Erde, wie vom Bliz gerührt.
Und siz' in Waffen ich zu Rosse,
so geht Verheerung vor mir her,
ich stürz' einher wie Wetterflamme,
ich braus' einher als wie das Meer.
Wer widersteht dem Grimm des
Helden?
Die Ritter stürzen vor mir ab.
Schon hundert Ritter sind gefangen
von mir, und hundert deckt das
Grab.

Wer behaupten wollte **Peter Vidal** sey doch noch bei Sinnen gewesen, als er dieses schrieb, der muß sich durch den Verfolg seiner Abentheuer widerlegen laßen.

Seine sogenannten Freunde spielten nun einmal eine Posse, in der er, ohne es zu wißen, der Hanswurst war. In dieser Qualität überredeten sie ihn, sich mit einer Griechin zu verheuraten, welche sie flugs zu einer Verwandtin des orientalischen Kaisers stempelten, und ihm zu verste-

verstehen gaben, daß er durch die Heurat Prätensionen auf dieses Reich erhalte.

Vidal war zu sehr Narr, um das Plumpe des Spases einzusehen. Er heuratete die Griechin, nahm den Titel eines Kaisers und das Zeichen seiner Würde an, lies seine Frau, Kaiserin schelten, lies einen Thron vor sich hertragen und fieng an, so viel wie er konnte, zusammen zu sparen, ein Reich zu erobern, welches er für eine Mitgift seiner Frau, für ihre Erbschaft und sein Eigenthum hielt.

Es gieng dem guten Manne schier wie dem wohlbekannten Schildknappen Sancho Pansa mit seiner Stadthalterschaft, und wie noch heutiges Tages so etwa allen Bischöffen und Aebten mit ihrer Machtvollkommenheit in ihren Ländern, in partibus infidelium.

Wenn man nun so Peter Vidals eigenes prahlerisches Geständniß von seiner Tapferkeit, Liebeskunst, Politik und

Erha-

Erhabenheit ließt, und sieht, was er darauf thut, so muß man mit dem Schalk Mephistopheles *) sagen:

Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
und alle edle Qualitäten
auf seinen Ehren Scheitel häufen,
Des Löwen Mut,
des Hirsches Schnelligkeit,
des Italieners feurig Blut,
des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn das Geheimniß finden,
Großmut und Arglist zu verbinden,
und mit warmen Jugendtrieben
nach einem Plane sich verlieben.
Möchte selbst solch einen Herren kennen,
würd' ihn Herr Mikrokosmus nennen.

Obgleich unser eingebildeter Kaiser Peter verheuratet war, blieb er dennoch seiner Liebschaft getreu. Er äusserte sogar,

*) Im D. Faust, von Göthe, S. 20. 21.

gar, daß der Glanz seines Ruhmes stets verdunkelt bleiben müße, und sich nie zur höchsten Stufe der Vollkommenheit schwingen könne, wenn die schöne Adelheid ihm nicht verzeihen würde.

Er flehte seine alten Gönner Barral und Hugo an, diese Sache zu vermitteln. Diese brachten es auch endlich dahin, daß die Vikomtesse ihm verzieh und den ihr geraubten Kuß ihm schenkte. Barral meldete diesen Entschluß seiner Frau dem kaiserlichen Dichter, und dieser gerieth darüber beinahe in Extase. Er feierte diese glückliche Nachricht und sang:

Sie zu lieben, zu besingen,
ist mein einzger Wunsch, mein Ziel.
Ihre Güte giebt mir Leben,
schätzt und ehrt mein Saitenspiel.

Mit dem ersten Blick auf ihre
Reitze, war mein Herz dahin.
sie war meiner Liebe Göttin,
meines Herzens Herrscherin.

O! wie

O! wie ist sie doch so reitzend!
o! wie ist sie doch so schön! —
wieder hat sie mir vergeben,
und bestraft nicht mein Vergehn.

Nichts gleicht jener Himmelsfreude,
die ein liebend Herz erfüllt,
als wenn Eintracht wieder kehret,
und Vergebung Leiden stillt.

Nimmer werd' ich's wieder wagen
gegen dir mich zu vergehn,
der mein Herz entgegen klopfet:
"O! wie ist sie doch so schön!"

Als er nach der Provençe abreiste, besang er noch das Geschenk, das ihm die Vikomtesse mit dem Kusse machte, durch deßen Raub er in Ungnade gefallen war.

In der Blütenzeit, im Lenze,
wenn sich die Natur verjüngt,
wenn die Nachtigall im Haine
liebeflötend, lockt und singt,
wenn sich froh Geliebte küssen,
Liebesfreuden still genießen,
bin ich freudig und entzückt.

Unter-

Unterthan im Reich der Liebe,
fühlt' ich ihre starke Hand;
ach! mein Herz war da zerrißen,
und zerrüttet mein Verstand.
Jetzo hat Sie mir vergeben,
und ich fühl' ein neues Leben,
das durch alle Adern dringt.

Mit den Blüten dieses Haines
keimt für mich die Freude auf.
Seht! die Schönste aller Damen
nimmt mich heut zum Diener auf,
schätzt ein Herz, das für sie brennet,
deßen Werth sie jetzt erkennet,
weis, daß meine Treu nie wankt.

Kummer stärkte meine Liebe,
Leiden nährten Flamm' und Brand,
Widerwärtigkeiten haben
nur mein Herz noch mehr entflammt,
in der Ferne, auf dem Meere,
in den Wüsten, unterm Heere,
war die Liebe stets bei mir.

Ach! vergnügter als ein Vogel,
der von Zweig zu Zweige hüpft,

scherzend mit der lieben Gattin,
hin und her behende schlüpft,
von Entzücken hingerissen
wär ich, wollte sie mich küssen
mit der Liebe Wechselkuß.

Schöne Audierna lohne
meine Lieb' und Zärtlichkeit;
frisch und jung wie eine Blüte
keimt mir Freud und Seeligkeit.
Lenz und Liebe kehren wieder;
meine Liebe, meine Lieder,
weih ich Audierna Dir!

Hugo und Barral nahmen unsern verliebten Sänger sehr wohl auf, und Adelheid bestätigte mündlich das Geschenk des Kusses, aber einen zweiten Kuß konnte der arme Vidal doch nie von ihr erhalten, so sehnlich und innig er sie auch darum bat. Er versicherte ihr ewige Treu und Liebe mit jedem Tage; die Vikomtesse nahm diese Versicherung an, aber übrigens kam der getreue Liebhaber dem Ziele seiner Wünsche keine Spanne näher.

Endlich als er sah, daß wirklich nichts für ihn zu thun war, wurde er der ewigen Wiederholungen seiner Liebes-Versicherungen überdrüßig, und als er sah, daß er gar keinen Vortheil davon hatte, um die grausame Schöne zu minnen, hörte er endlich auf sich und sie zu ängstigen, — um einen neuen Beleg seiner Narrheit zu liefern.

Er verliebte sich in eine Dame **Louve de Penautier**, der zu Ehren und Liebe er sich Loup (Wolf) nennte, und um ihr einen Beweis der Stärke seiner Liebe zu geben, bestund er ein gefährliches Abentheuer, und unterzog sich einer Liebesprobe, deren im Jahr nach Christi Geburt 1791. gewiß in ganz Europa kein Mensch sich unterziehen würde, und wenn er auch sogar so unaussprechlich verliebt wie Burgheim oder Sigwart seyn sollte. Auf so viel und mancherlei Narren auch die Schönen des in Todeszügen liegenden XVIII. Jahrhunderts gestossen seyn mögen, so werden sie doch schwerlich einen

gefunden haben, der mit unserm zärtlichen Vidal zu vergleichen wär.

Er lies sich in eine Wolfshaut einnähen und begab sich auf das Feld, in die Gebirge, wo er zu Lieb und Ehre seiner Vielgeliebten von Schäfern und Schafhunden zerschlagen, zerbißen und beinahe gar zerrissen wurde. Halb tod, wie sein Wunsch war, und allenthalben zerfleischt, wurde er zu seiner Dame getragen, die nebst ihrem Manne, für Heilung seiner Wunden sorgte, die ihm die Stärke seiner Liebe durch Hundezähne und Schäferstöcke gewährte.

Hier ist mehr als Don Quixot! wird jeder Leser ausrufen.

Heutigestages glaube ich nicht, daß die Liebhaber sich noch zu solchen Wolfabentheuern verstehen, aber das Geschäft der Zähne der Hirtenhunde, hat zu unsern Zeiten das Gebiß der schändlichen Medissance übernommen.

Ob Vidals Dame ihren Liebhaber mit dem Balsam der Liebe, für seine zärtliche Aufopferung beschenkt hat oder nicht, das weis man nicht. Es wär aber doch wahrhaftig grausam, wenn der arme Vidal umsonst sein Fell preis gegeben hätte.

Als Raimond VII. Graf von Toulouse starb, der vermuthlich auch ein Wohlthäter Vidals war, gab dieser von seiner Traurigkeit starke Proben. Er hüllte sich in ein ganz schwarzes Gewand, lies seinen Pferden Schweif und Ohren stutzen, lies seinen Bart und seine Nägel wachsen, und seine Diener sollten, verlangte er, seinem Beispiel folgen.

Man könnte unter Vidals Bildniß vielleicht mit mehr Karakteristik keinen Ausspruch, als Horazens: Nil medium est! setzen, und der Mann wär treflich geschildert.

Er lebte noch in diesem Zustande, als König Alfonso von Arragonien mit

seinem Gefolge in die Provençe kam. Der König und seine Ritter schätzten Vidals Lieder sehr, mochten auch gern ihren Spas mit dem Verfasser derselben haben, baten ihn, seine Traurigkeit abzulegen, wieder munter zu werden, und ihnen einen Sang zu dichten, den sie mit nach Spanien nehmen könnten.

Nach langen Bitten versprach er ihnen endlich das Lied. — Der König gab ihm Kleider wie er selbst trug, und ehrte ihn, ob seiner Gabe zu dichten, gar sehr.

Das erbetene Lied erschien. Der Dichter singt:

Von Schmerz betäubt, durch Raimonds Tod,
sang lange ich kein Lied,
doch auf ein königlich Gebot
nehm' ich, der Schmerz entflieht,
die Harf' und singe dieses Lied.

Hart war der Dame Felsensinn,
die meine Liebe floh;
Rombaude *) meine Königin
macht mich nun wieder froh,
ich meine, daß ich König bin.

Die Holde schenkte mir ein Band, **)
O! süsses Heiligthum!
ich neide nicht um Gut und Land,
um Macht und Gold und Ruhm,
die großen Herrn in dieser Welt.



*) Madame Rombaude, Frau eines Herrn von Beril, in die er sich auch wieder verliebt hatte. Wie schon gesagt, Vidal war sehr verliebter Komplexion und so zärtlich, als — meine Frau Nachbarin.

**) Cordon, zuweilen: Orden, zuweilen: Feldbinde. Hier gewiß nur ein Band von ihrer Leibfarbe, wie Lesern der Ritterromane aus mehrern Beispielen bekannt seyn wird.

Wie glücklich war ich auch, da ich
als Wolf zerbissen ward!
dies litt ich Louve nur für Dich,
für meine Liebe Zart, *)
Dein bin und bleib' ich ewiglich.

Diese letzte Stanze bestätigt sein Abentheuer in Wolfstracht. Aber da er die Urheberin dieser Liebesschmerzen immer noch verehrte, warum sang er denn

*) Das Wort: Zart, bezeichnete eine Dame. Ein teutscher Ritter Kaspar Nothhaft, führte auf seinem Helme eine weibliche Puppe, das Konterfei seiner Dame, eben so bekleidet, wie diese sich trug, und die Verse im Schilde:

Kaspar Nothhaft bin ich genannt,
also probirt' ich meinen Stand,
auf meinem Helm führt' ich die Zart,
durch deren Lieb' ich siegreich war.

Schöner als das Wort: Zart, klang das Ameye, Geliebte, welches damals auch im Gange war.

denn auch, daß er die Frau Rombaude liebe?

In seinen alten Tagen, da er die Gefahren überdachte, in welche ihn seine unvorsichtige Schwatzhaftigkeit gebracht hatte, setzte Vidal einen Traktat auf: **wie man seine Zunge im Zaume halten solle.**

Der Gedanke sich als Kaiser des orientalischen Reichs zu sehen, verlies ihn nicht. Er machte eine zweite Reise übers Meer, kam aber, wie man leicht denken kann, zurück, ohne es erobert zu haben und starb 1229, zwei Jahre nach seiner Zurückkunft.

Die Thorheiten dieses Mannes sind von so sonderbarer, merveillöser Art, daß man aus deren Erzählung leicht sieht, wie die Fabeln und Romane der damaligen Romanziers Beifall und Glauben finden konnten. Denn wenn ein Mensch vor den Augen aller Menschen sich solchen gefährlichen abentheuerlichen Liebes-

proben unterzog, so sonderbar handelte, was konnte man nicht von den Palmerinen, Lancelotten, Amadissen, Ogieren ꝛc. ꝛc. erwarten, bei deren Handlungen beständig Feen, Gnomen, Zauberer ꝛc. im Spiele waren?

---

III. Mau-

# III.

# M a u r o y.

Mauroy war der Sohn eines Stadtraths, und eine seiner Schwestern war zum erstenmal mit einem Marquis de Paulmy, zum zweitenmal an einen Grafen d'Usez, verheuratet.

Er wurde mit viel Witz und einer starken Anlage zur Beredsamkeit geboren, aber sein Herz hieng nur von Umständen und Zufällen ab. Er diente in seiner Jugend bei der Armee, und Gelegenheit und üble Beispiele wirkten so auf ihn, daß er tausendfache Ausschweifungen begieng, wodurch sich sein Onkel genöthigt sah, ihn zu St. Lazarus einsperren zu laßen.

In dem Hause, wo er sich jetzt befand, herrschte viel Frömmigkeit und Gottesfurcht, und Mauroy, der sogleich alles ergrif und sich eigen machte, was andere

thaten, wurde auf einmal so gottesfürchtig, daß sich jederman über seine schnelle Bekehrung verwunderte. Die Einsamkeit behagte ihm so sehr, daß er — zwar nicht über dieselbe schrieb, — aber sich ihr doch ganz weihte. Er wurde ein Lazarist, und wendete das empfangene Pfund der Beredsamkeit zu reichlichem Wucher für die Kanzel an. Es konnte nicht fehlen, seine Predigten gefielen, er kam in großen Ruf, und die Zuhörer strömten ihm zu. Sein Rednertalent entzückte, bezauberte, und riß hin. Mit einem Worte, er wurde der geistliche Vogel, den die christliche Gemeinde gern singen hörte.

Sein Ansehen verschafte ihm in seinem 32sten Jahre die geistliche Direktion des Invalidenhaußes, eine der wichtigsten Bedienungen seines Ordens. Lobsprüche und Besuche strömten ihm von allen Seiten zu, und besonders kamen die Damen, schloßen ihm ihr Herz mit viel Vertraulichkeit auf, und baten um Rath und Beistand in Nöthen des Leibes

und

und der Seele. Die angesehensten Personen beehrten ihn mit ihrem Zutrauen, und die Frauenzimmer von Stande hatten für den erlesenen Gewissensrath kein Geheimniß.

Da erwachte Stolz in seiner Seele, und was noch schlimmer war, die Nähe der Damen erweckte den schlummernden Feind seines Herzens, die Liebe, mit zärtlicher Allgewalt, wie Luna den Schläfer Endymion mit Küssen des zärtlichsten Verlangens weckte.

Um seine Plane auszuführen, seine Liebschaften zu unterhalten, brauchte Mauroy Geld. Seine Einkünfte reichten nicht zu, er bediente sich also, so gut er konnte, der Börsen seiner Beichtkinder, und besonders der Damen, die, wenn sie getröstet und berathen von ihm giengen, mehrentheils in sehr mitleidiger und grosmüthiger Stimmung waren, und dem Gewissensrathe gern einen Grif in ihre Louis erlaubten; alles das aber that und forderte er mit viel Anstand und Präten-

Prätension, zum Besten der Armen; um Allmosen zu geben; einer unglücklichen Familie beizustehen u. s. w. Und dabei befand er sich sehr wohl.

Er schmeichelte sich bei seinen Obern ein, er gab und bekam Geschenke, er studirte die Neigungen seiner Beichtkinder, gewann Herzen und Liebe der Weiber, und setzte oft Liebesabentheuer mit viel Kühnheit durch. Er erzog junge Frauenzimmer und verschafte denselben Männer, und diesen, Weiber und Kinder zugleich. Die Ausstattungskosten mußten die Beichtkinder tragen.

Inzwischen, so reitzbar und empfänglich seine Seele auch für jede Freude der Liebe war, so war er doch, so bald er es mit tugendhaften Personen zu thun hatte, wirklich auch tugendhafter Handlungen fähig, so sehr hieng er von Situation und Umständen ab.

Eine Gräfin, sie wird nicht genennt, aber es wird gesagt, daß sie eine feurige

junge

junge Wittwe war, hörte ihn einst predigen. Durchdrungen von dem Zauber seiner Beredsamkeit, entzückt von der Andacht, mit welcher er sprach, bat sie ihn, sie unter seine Beichtkinder aufzunehmen. Mauroy war sogleich von der Schönheit seiner neuen Beichttochter innig entzückt, und diese empfand die seligste Rührung, als er mit ihr sprach, und als er eben so bescheiden als galant, eben so andächtig als beredsam, ihr seine Dienste und Ergebenheit zusicherte, war sie so sehr entzückt, daß sie ihn drükend beinahe um den Hals gefallen wär. — Die Gräfin schrieb ihre Empfänglichkeit der geistlichen anziehenden Kraft zu, welche, wie sie sagte, Gott für den in ihre Seele geflößt hätte, der sie auf rechter Bahn, auf dem Wege des Heils, nach der Straße, die da heißt: die richtige, führen würde.

Ihre Empfindungen wurden stärker, ihre Anhänglichkeit an den Beichtvater wurde Leidenschaft. Sie konnte nicht mehr ohne ihn leben, und als er einst

einige

einige Tage auf das Land reisen mußte, wurde die Gräfin ein Raub aller Schmerzen der stärksten Liebe, die die Abwesenheit des geliebten Gegenstandes gebiert.

Ein Kavalier, der sie wegen der öftern Besuche des Beichtvaters aufzog, öfnete ihr die Augen. Sie untersuchte sich, sie fand, daß ihr Herz der Liebe Altar war, daß ihres Beichtvaters öftere Besuche, seine Zärtlichkeit, Nachgiebigkeit, das Feuer, welches ihn durchglühte, ihr galten, daß er ihrer schwachen Stunde nicht ohne Hofnung harrte, und nahm sich vor, als sie den schreckbaren Zustand gewahr wurde, in welchem sie sich befand, sich durch ihn selbst zu retten, oder ihrer hohen Meinung von seiner Tugend zu entsagen, und seinen Umgang zu meiden.

Sie wählte, als er wieder zu ihr kam, die delikate Materie von der nöthigen weiblichen Vorsicht gegen Zudringlichkeiten der Männer zum Gespräch. Der Beichtvater gab ihr manchen guten,

von ihm praktisch oft bewährt gefundenen Rath, und die Gräfin wußte das Gespräch so zu drehen, daß endlich folgende Frage ganz ungezwungen folgte:

"Wenn aber einmal der Fall eintreten sollte, daß ein Beichtkind, ohne es selbst zu merken, Liebe gegen den Beichtvater empfänd, deßen Rathschläge, Lehren ihres Heils waren; müßte ein solches, wenn sie auch versichert wär, daß er die Empfindungen, die er, ohne daß er es wußte, in ihr erregte, nicht mißbrauchen würde, müßte das Beichtkind deswegen aufhören sich in seinem Beichtstuhle einzufinden?"

**Mauroy** sah die schöne Fragerin erstaunt an. Er bemerkte, daß ihre Seele in der Frage lag, wie sie in ihrem Auge thronte, er sah die Unruh, in der sie sich befand, er merkte, daß die Frage nicht ohne Bezug gesagt wär. Er ergrif ihre Hand und sprach:

"Gnädige Frau! ist nicht Ihr Herz bei dieser Frage? — Wollen Sie mir ein Bekenntniß abdringen, welches ich Ihnen ohne Erröthen nicht preis geben kann? — Warum mußte ich für die Schönheit von der Sie sprechen, das Feuer der Liebe so heftig empfinden, und doch noch mich von ihrem Geständniß überraschen laßen?"

Die Gräfin sah ihn an, lies schnell und seufzend ihre Blicke sinken:

"Wir verstehen uns! Sie kennen meinen, Sie kennen Ihren Zustand, Sie müßen Rath für mich und sich haben. Ich werde ihn befolgen und wär er selbst auf Aufopferung meiner Tugend gegründet; oder sollte auch das Opfer deßen, was meinem Herzen das Liebste ist, mir die Seele zerreißen."

"Gnädige Frau! so heftig auch meine Liebe ist, so gebe ich Ihnen doch den Rath, das leztere zu thun."

"So trennen wir uns, — so sehen wir uns nie wieder!" Sie verlies ihn schnell, und nie sahen Sie sich wieder.

Diesen Rath gab eben der **Mauroy** dieser tugendhaften Dame, über deßen zügellose Lebensart, so mannichfache Klagen erhoben wurden, daß sein Superior sich genöthigt sah, ihm den anvertrauten Posten abzunehmen.

Diese Demüthigung war schrecklich, sein Ansehen war dahin, und nichts konnte es, wie er glaubte, retten, als eine Reise nach Rom, wohin, wie er sich schmeichelte, der Ruf seines Ruhms gedrungen seyn müßte, ihm ein Benefizium zu verschaffen. Er vertröstete seine Schuldner, besuchte seine Verwandte. Die Gräfin de la Riviere, nur einige Freunde, und seine Schwester, die Gräfin Usez wußten, wie übel es mit seinen Vermögensumständen stund.

Einer seiner Freunde war so unbesonnen, einem andern etwas anzuver-

trauen, welches alle Gläubiger gegen Mauroy empörte, und ihr Zutrauen, ihre Gedult, in Zorn und Wuth verwandelte. Sie klagten. Er glaubte, seine Gegenwart würde ihren Unwillen besänftigen, er reiste nach Paris, fand aber, daß seine Angelegenheiten schlimmer waren, als er glaubte, und durfte es nicht wagen seinen Schlupfwinkel, wo er stack, zu verlaßen.

Es wurde Arrest gegen seine Person erkannt, und die Untersuchungen entdeckten seine liederliche Lebensart gänzlich. Man lernte die Frauenzimmer kennen, mit denen er einen unerlaubten Umgang gepflogen hatte. Er hatte mit Weibern von dem zweideutigsten Rufe Bekanntschaften errichtet, die er als Kupplerinnen und Gelegenheitsmacherinnen gebrauchte. Diese hatten ihm die Waaren verkauft, die er bei Kaufleuten auf Kredit ausnahm, mit denen er Dürftige kleiden zu wollen vorgab, und für das dafür erhaltene Geld, die Tugend

der Weiber und Mädchen erschütterte, und vernichtete.

Als Mauroy sah, daß er entdeckt war, hielt er es für das beste zu entfliehen, und sich nach der Abtei de la Trappe zu begeben. Die große Strenge, die in diesem Kloster herrscht, ist allbekannt, um so mehr kann man sich vorstellen, daß Mauroy in großer Angst war, als er sich entschloß, diesen Schritt zu thun. — Er wohnte, ehe er abreiste, noch einer lustigen Gesellschaft bei, brachte einen ganzen Tag mit einem Freudenmädchen zu St. Denis zu, und gieng nun als Büßender nach la Trappe. Als er sich dem damaligen Abte Rance zu erkennen gab, nahm ihn dieser nicht auf.

Mauroy gieng nach der Abtei Septfons, wo die Geistlichen einer nicht weniger strengen Regel unterworfen sind, gab sich nicht zu erkennen, und wurde aufgenommen.

Seine Gläubiger entdeckten den Ort seines Aufenthaltes und der Abt, deßen Freundschaft er gewonnen hatte, mußte ihn auf königlichen Befehl herausgeben. Er wurde nach Chatelet gebracht und zu den Galeren verurtheilt.

Man sagt, König Ludwig XIV. als er von Mauroys Sache habe sprechen hören, habe gesagt:

„Warum hat er kein Bißthum von mir verlangt? ich hätte es ihm ertheilt."

Das gegen Mauroy gefällte Urtheil wurde nicht vollzogen. Der Abt zu Septfons und seine Freunde verwendeten sich so nachdrücklich für ihn, daß sie einen Gnadenbrief des Königs auswirkten, der den Verurtheilten von der Galerenstrafe lossprach, und dieselbe in eine immerwährende

Buße in der Abtei seines Freundes, verwandelte.

Hier soll er, nach dem Zeugniß der Schriftsteller von dieser Abtei, ein sehr exemplarisches, frommes und beispielgebendes Leben geführt haben. Er versah die Aemter eines Küch- und Kellermeisters zugleich, die aber freilich bei einem so strengen Orden nicht so umfassend, wie z. B. bei Cisterciensern oder Benediktinern sind, mit viel Pünktlichkeit. Er betete und fastete, wie die andern. Er gab jedem Tagelöhner seine Arbeit an, war in beständiger Beschäftigung, und betrieb alles mit so viel Oekonomie, daß man sich schier verwundern mußte, wenn man bedachte, daß er sonst einer der stärksten Verschwender war.

Genug, wenn er mit diesem Leben seine begangenen Ausschweifungen

und Galanterien abbüssen konnte, so geschah es redlich, und er zeigte abermals, daß er blos von Umständen und Situationen seines Lebens abhieng.

Ubi bene, nemo melius;
Ubi male, nemo pejus.

---

## IV.

# Ludwig XV. König in Frankreich.

Nicht als König, nicht als Nichtkönig innerhalb seinen Zimmern, unter den Augen seines Kammerdieners, gehört **Ludwig** XV. in diese Sammlung. Aber die Anekdoten, Züge und Begebenheiten, die wir von ihm als galanter **Mann** wissen, verdienen hier erzählt zu werden. Die Leser werden also blos diese hier finden und zu suchen haben.

## I.

**Ludwig** war ein Kind als er König wurde. *) Während seiner Minderjährigkeit war der Herzog von Orleans Regent, und während dieser Zeit wurde er kaum bemerkt. Damals war er noch nicht galant, vielmehr war er ein wenig ungezo-

*) Den 1. Sept. im Jahr 1715.

gezogen, *) welches die Franzosen frei nannten, bis er zu Verstande kam. — Der Herzog Regent starb in den Armen seiner Maitresse, **) der **Duchesse von Phalaris**, und das Gesetz, das die Könige in Frankreich im dreizehnten Jahre für majoren erklärt, kam dem jungen König sehr auf seine Unkosten zu statten, wie die Geschichte lehrt. — — Noch unter der Reichsverwaltung des Regenten, war die Braut des Königs, eine Infantin von Spanien, zurückgeschickt worden, und **Ludwig** vermälte sich mit **Maria** ***)

der

*) Man stellte ihm (im Jahr 1715.) Herrn Coslin Bischof von Metz vor, der eben nicht vortheilhaft gebildet war. "Ach, mein Gott! — rief Ludwig in seiner Gegenwart aus; — wie häßlich ist der Mann!" — Der Bischof kehrte sich um, gieng, und sagte ganz laut: "Das ist ja ein kleiner ungezogener Junge!"

**) Den 2. Dezember 1723.

***) Den 4. Sept. 1726.

der Tochter des der Krone beraubten Königs Stanislaus von Pohlen, mit der er so lange vergnügt lebte, bis sein Talent zur Galanterie gegen andere Damen, sich näher entwickelte.

Vor der Hand eine Schilderung, wie seine Gestalt in seinem damals siebenzehnten Jahre beschaffen war.

Er war gut gewachsen, hatte einen hübschen Fuß, ein edles Ansehen, große Augen, einen mehr sanften, als stolzen Blick, und braune Augenbraunen. Er war schwächlich und liebte damals die Jagd sehr, wodurch sein Körper aber sehr gestärkt wurde, und zusehends an Festigkeit gewann. Er liebte ferner das Spiel und eine gute Tafel, aber seine Leidenschaft für das schöne Geschlecht schlief damals noch. Er hatte eine Abneigung gegen alle Geschäfte, und damals kannte er noch keine Ruhmgier.

## II.

Der König war bisher *) ein Muster von Beständigkeit und Zärtlichkeit gegen seine würdige Gemalin gewesen, und alle Verführer und Verführerinnen waren durch seine Gesinnungen zurückgeschreckt worden, ihn fühlbar für die Reitze anderer Damen zu sehen. Wenn man sich bemühte, seinen Blicken einen reitzenden Gegenstand bemerkbar zu machen, antwortete er immer ganz gleichgiltig: "in meinen Augen ist die Königin doch schöner."

Aber der Hof glaubte, er könne ihrer doch wohl endlich überdrüßig werden; die vielen Kinder, die sie ihm geboren habe, meinten die klugen Herren und Damen, müßten die Annäherung dieses Zeitpunkts sogar beschleunigen, und dann drohte ja eine schreckliche Veränderung dem jetzigen System! — Also war es sehr dienlich der Wahl des Königs zuvor zu kommen,

*) Bis zum Jahr 1736. also gerade ein Dezennium.

kommen, und ihm eine Maitresse zuzuführen, die sich blos mit seiner Liebe, in diesem Verstande begnügte, und nicht so lüstern war, nach dem Staatszügel zu haschen, den der Kardinal Fleury, wie sein Bette, damals mit der Prinzessin von Carignan theilte. Dieser Prinzessin wurde es überlaßen, das Netz zu stricken, mit welchem ein Kardinal und seine Herzgeliebte auf den Königsfang ausgiengen. — Zuerst wurde der gottesfürchtige Beichtvater der frommen, herzlichguten Königin bestochen.

> Kapuzen hecken oft die kühnesten Gespinnste
> der Ehrsucht, ein zerlumpter Bettelsack
> deckt oft die feinsten Schliche nach Gewinnste.
>
> von Nicolai.

Der heilige Mann gab der Königin mit andächtiger Gebehrde zu verstehen, daß sie nun ihre Standespflichten hinlänglich erfüllt habe, da sie dem Throne einen

einen Kronerben und Prinzessinnen zu deßen Zier geboren habe, sie würde also ein Gott sehr wohlgefälliges Werk thun, wenn sie sich in Zukunft der Gott wohlgefälligsten Tugend, der Keuschheit befleißige, und sich den fleischlichen Lüsten entzög, die das Emporstreben der Seele zu ihrer himmlischen Heimat nur gar zu sehr unterdrückten, und ihren Schwung dahin verhinderten.

Die Königin, die der Andächtelei gar sehr ergeben war, und keinen großen Hang zur Wollust fühlte, keine Triebe dieser Art, als die der Ehestandspflicht, kannte, gab diesem Ansuchen leicht Gehör, worauf man schon gerechnet hatte, und als der König einst ein wenig betrunken sich ihr mit ehelichen Zumuthungen nahte, widersetzte sie sich seinen Umarmungen ein wenig stark. Dies beleidigte Ludwigs Eigenliebe, er schwur, sich dieser Beleidigung nicht zum zweitenmal auszusetzen, — und hielt leider! Wort.

Da jauchzten der Kardinal und seine Herzgeliebte, und sahen sich der Erfüllung ihrer Wünsche näher.

## III.

Sie hatten jetzt weiter nichts, als des Königs Schamhaftigkeit zu besiegen, die ihn bisher von der Abwechselung zurückgehalten hatte, und seine Blödigkeit zu ersticken, die der wesentliche Theil seiner Gemütsart war.

Die Gräfin de Mailly, Hofdame der Königin, wurde erwählt, den Blöden dreister zu machen. Sie war als Wittwe anzusehen, und hatte keine Kinder gehabt. Sie konnte mit Schmeicheln und Liebkosen verführerisch seyn, und von ihr war nicht zu befürchten, daß sie sich in Staatsgeschäfte mischen würde. Sie war weder jung noch schön, nicht einmal hübsch, war fünf und dreißig Jahr alt, und hatte nichts auszeichnendes, als ein paar große, von Wollust funkelnde Augen, auf deren Wirkung bei dem König, der

Kardinal und die Prinzessin sehr rechneten, da so etwas dem Neuling in Liebeshändeln oft am gefährlichsten wird. — Ihre Stimme, ihr Gang, alles war damals würkender, als Schönheit, und die Gräfin verstand sich übrigens auf Putz und verführerischen Anzug so gut, daß keine Dame darinne mit ihr damals wetteifern konnte, ohne augenscheinlich dabei zu verlieren. Uebrigens war sie angenehm, lustig, immer bei gleicher Laune, freundschaftlich, dienstfertig, großmüthig und mitleidig.

Man wurde mit ihr über die Rolle einig, die sie spielen sollte; sie nahm die Parthie an, und versprach das Abentheuer nach Kräften zu bestehen.

Der Kardinal Fleury wendete sich an den Duk de Richelieu und bat ihn, dem Könige die Gräfin vorzuschlagen. Dieser feine und intrikate Höfling hatte sich des Königs Vertrauen erschmeichelt. Er stellte dem Könige die Lage vor in der er sich befand, er schilderte ihm das

Leere, das sein Herz bei dem Umgange mit der Königin füllen müße, er pries die Liebe, den Trost der Sterblichen, besonders großer Herren, deren Regierungssorgen sie zu versüssen da sey, und beredete ihn, der Gräfin de **Mailly**, ein zärtliches Rendezvous zu geben, welches aber sehr kühl ablief, weil seine Blödigkeit so groß war, daß die Gräfin ganz verzweifelt den Platz verlies, wo sie so wenig Eindruck auf den König machen konnte.

Man hatte Müh, sie zu einer zweiten Zusammenkunft zu bereden, und gab ihr die Lehre, sich nicht mit dem **Monarchen**, sondern blos mit dem **Menschen** zu beschäftigen.

Sie wagte also selbst den Angrif — und der König gab ihr thätige Beweise seiner Zufriedenheit.

Ganz im Putz zerrüttet, verlies die Gräfin das Feld ihres Siegs und ihrer

Niederlage. Die Anstifter des Rendez-vous eilten ihr mit der Frage entgegen:

"Nun, Madame! wie war's?"

"Ach! sehen Sie nur, — schrie die Gräfin ganz erhitzt; — wie er mich zugerichtet hat."

Wär's möglich gewesen, der Kardinal hätte ein Te Deum anstimmen laßen, und seine Prinzessin war so sehr entzückt über den Ausschlag dieser Begebenheit, daß sie Geld unter die Armen austheilen lies.

## IV.

Der erste Schritt war gethan, der König war nicht mehr blöde und die Gräfin war nicht mehr in Verlegenheit.

Anfangs wurden die Zusammenkünfte geheim gehalten, aber bald entledigte man sich des Zwanges und machte kein Geheimniß mehr daraus, daß der König die Gräfin liebe.

Die

Die Königin erfuhr es. Sie hatte weder Muth noch Kraft ihren Gemal auf den Weg seiner Pflicht zurück zu lenken, und konnte nichts thun, als an dem Fuße ihres Betaltars über des Königs Treulosigkeit seufzen.

Der Gemal der Gräfin, der sich vorher gar nichts aus ihr machte, fieng jetzt an, ihr ihre Treulosigkeit übel zu nehmen, und erklärte sich nicht unentschieden darüber. Statt der Antwort erhielt er Befehl, seine Frau nicht mehr zu berühren.

Der Marquis de Nesle, ihr Vater, machte auch Lärm. Man glaubte, er suche seine zerrütteten Vermögensumstände zu verbessern, stopfte ihm den Mund mit Gelde — und er hörte auf zu lärmen.

Der Kardinal war wegen seiner jetzigen Rolle verlegen. — Der Nation und dem Könige ein Blendwerk vorzumachen, nahm er eine bedächtliche Miene an, und wagte es, dem Könige Vorstellungen zu machen.

"Ich habe, antwortete Ludwig, ihnen die Führung meiner Reichsgeschäfte überlaßen, ich hoffe, Sie werden mir wenigstens die Leitung meiner Neigungen mir selbst überlaßen."

Der Kardinal war mit dieser Antwort sehr zufrieden, und lies sie bald durch seine Kreaturen überall verbreiten. — Die Pariser wurden ärgerlich. Sie hatten sich mit einer Staatsveränderung geschmeichelt, sie erfolgte nicht, und es kamen Satiren und Chansons genug zum Vorschein, in denen weder der König, noch seine Liebschaft, noch seine Günstlinge geschont waren.

## V.

Die jetzige königliche Geliebte spielte zuverläßig ihre Rolle jetzt zum erstenmale, und sie liebte wirklich mehr des Königs Person, als seine Krone. Nie verlangte sie Gnadenbezeigungen oder Belohnungen für sich und ihre Familie, sie fiel dem Staate nicht zur Last, und als sie den

Hof verlassen mußte, war sie nicht reicher, als sie vorher gewesen war.

Schon auf dem Gipfel ihrer Leidenschaft empfand sie die Bestrafung derselben. Sie bereute es vielmals den Zügel der Zurückhaltung des Königs zerrißen zu haben, denn dieser, der sie mehr hochschätzte als liebte, hatte den Schleier der Schamhaftigkeit zerrißen, und überlies sich seinen Begierden nun blindlings, ohne Rücksicht auf Verwandschaft oder Blutsfreundschaft zu nehmen.

## VI.

Die Gräfin hatte eine Schwester, Madame de Vintimilli, die kürzlich verheuratet worden war. Sie war nicht schöner als ihre Schwester, aber jünger und verschlagener als diese. Sie drängte sich an ihre Schwester, sie näherte sich dem Könige sehr zärtlich, sie würde bemerkt, sie wollte die schöne Gelegenheit ihrer Erhöhung nicht verabsäumen — und der König war glücklich in ihren Armen.

Man fieng an ihre Herrschaft zu fürchten, als man bemerkte, was vorgieng; denn sie war stolz, unternehmend, neidisch, rachsüchtig, kannte blos das Vergnügen zu herrschen, war nicht für Freundschaft geschaffen, wollte nur ihren königlichen Sklaven wegen ihrem Vortheil fesseln, und würde ihren Endzweck gewiß erreicht haben, wär sie nicht im Anfange ihrer Laufbahn, im Kindbette, nicht ohne Verdacht der Vergiftung gestorben.

Der König beweinte ihren Tod, über den ihn ihre Schwester zu trösten suchte, die ihre Nebenbulerin bedauerte, und den König wieder in ihren Armen sah.

Madame de Vintimilli hinterlies einen Sohn, den Grafen de Luc, der dem König sehr ähnlich sah, den er immer sehr liebte, und den man le demi Louis nannte.

## VII.

Die Zerstreuungen, die sich der König machte, vertilgten das Andenken an die

tode Geliebte bald, da es eine lebendige noch für ihn gab. Die Gräfin trat wieder in ihre Rechte ein, und die paralisischen Abendmalzeiten nahmen damals ihren Anfang, die blos unter Vertrauten, in kleinen Zimmern gehalten wurden, zu deren Auszierungen alle Kräfte der Kunst aufgeboten worden waren, in denen alles vereinigt war, was Galanterie und Verschwendung artiges erfinden konnte.

Hier ist eine allegorische Schilderung derselben: *)

"Es waren kleine Tempel in denen man oft dem Bachus und der Venus bei nächtlichen Festen opferte. Der Sofi**) war Oberpriester und Reti-



*) Aus den persischen Anekdoten angeführt, im 2. Th. S. 37. der Geschichte des Privatlebens Ludwigs XV. aus der ich diese galanten Anekdoten von dem König genommen habe.

**) Der König.

ma *) war Oberpriesterin. Der übrige geweihte Schwarm bestund aus reizenden Damen und galanten Höflingen, die würdig waren, die Weihe dieser Mysterien zu empfangen. Durch Opfer von köstlichen Getränken und durch verschiedene Hymnen zum Lobe des Bachus, erflehte man den Beistand des Gottes bei der Göttin von Cythere, der man wiederholt die theuersten Opfer brachte. Das Trankopfer war von den seltensten Weinen, und die ausgesuchtesten Speisen vertraten die Stelle der Opferthiere. Oft, und dies geschah an den feierlichsten Tagen, bereitete der Oberpriester die Speisen selbst. **) Komus ordnete diese Feste an, und Momus hatte den Vorsitz

*) Die Geliebte des Königs.

**) Der König fand Vergnügen daran, zuweilen den Koch zu machen, und die Gesellschaft fand die von demselben zugerichteten Speisen besonders vortreflich, wenn sie auch, wie dies oft der Fall war, kaum zu genießen waren.

Vorsitz bei denselben. — Kein Sklave durfte es wagen, diese geweihten Gebräuche zu stören, oder das Innere des Tempels zu betreten, bis Priester und Priesterinnen, ihrer Gottheiten voll, in Entzückungen verfielen, die die Größe ihres Eifers und die Gegenwart der Gottheiten bewiesen. Dann war alles vorbei, man trug diese Lieblinge der Götter ehrfurchtsvoll von dannen, und der Tempel ward geschlossen. — — Gewiße Tage im Jahre waren dem Bachus allein geweiht und diese Feste ordnete Komus an. An diesen kleinen Festtagen lies der Oberpriester auch Sevagi,*) Fatmen,**) Zeliden,***) und einige andere

*) Graf von Toulouse.

**) Die Gemalin des Grafen, des Königs gute Freundin.

***) Mademoiselle de Charolois, die eine Menge Liebhaber hatte, und fast alle Jahr ein Kind bekam, ohne mehr als eine Opersängerin sich daraus zu machen.

dere*) in den Tempel kommen, und in Gegenwart dieser Uneingeweihten, wurden nur die kleinen Mysterien gefeiert."

Diese kleinen Zimmer blieben nicht immer blos Tempel des Bachus und der Göttin von Cythere, sie wurden bald auch der Schauplatz der Staatsangelegenheiten und politischer Unterhandlungen, wo Venus das Schicksal des Reichs und der Nationen entschied.

## VIII.

Der König lebte in einem vorgezeichneten und abgemessenen Zirkel von Privatbeschäftigungen und Lustbarkeiten fort, und unterzog sich keines Staatsgeschäftes, als daß er den wichtigsten Berathschlagungen im Staatskonseil, wiewohl sehr ungern, beiwohnte. — Er gieng auf die

*) Z. B. Tremoille, d'Ayen, Maurepas, Coigny, Souvré u. a. m. die dem Könige oft heilsame Wahrheiten sagten, die aber, leider! alle in den Wind geredet waren.

die Jagd, kochte, drechselte, und lies sich von Madame de Mailly in Athem setzen. — Uebrigens beobachtete er alle Religionsgebräuche und Ceremonien, mit der äussersten Genauigkeit. Bei seinen größten Ausschweifungen vergas er nie sein Morgen- und Abendgebet. Täglich hörte er Messe, betete und versäumte weder Vesper noch Predigt, noch die Abendandachten vor den Festtagen. Den Pfaffen begegnete er mit Ehrfurcht, und konnte die Religionsspötter nicht leiden, deswegen konnte er auch, troz seiner an ihn verschwendeten Lobeserhebungen, Voltair'n nicht ausstehen. — Er glaubte den Himmel zu bestechen, und durch äusserliche Frömmigkeit, seine Ehebrüche und Blutschande zu bedecken.

## IX.

Die Gräfin de Mailly wurde zum zweitenmal von einer ihrer Schwestern ausgestochen, verlor den Titel einer Favoritin und fiel wirklich in Ungnade.

Das

Das Haus Nesle hatte lauter Töchter ohne Erbgut, aber, wie es schien, hatten sie das Recht zur Mitgabe bekommen, des Königs Bette zu theilen. Wenigstens war die Marquise de la Tournelle, (so hies die neue Maitresse,) die vierte,*) welche diese Ehre genoß, und Ludwig, der in diese ganze weibliche Familie verliebt war, hätte sie gern alle in seinen Armen gehabt.

Eine einzige widerstund, aber daran war nicht sie, sondern die Drohungen ihres Mannes des Marquis de Flavacour schuld, der über diesen Punkt sehr altväterisch dachte, und ihr drohte, diese Beschimpfung seines Ehebettes mit ihrem Blute abzuwaschen. Sie war schön, zärtlich und treuherzig, und die Höflinge, die gern alles lächerlich machen, nennten sie das Hühnchen.

Die

*) Die dritte war der Gräfin jüngste Schwester, die Duchesse de Lauraguais, die sich sehr gut gegen ihre Schwester betrug.

Die Marquise de la Tournelle war blendend weiß, von angenehmer Gestalt, war schön gewachsen und hatte einen edlen Anstand. Sie war Wittwe, als ihr feuriges Auge des Königs Herz in lichte Flammen setzte. Sie wußte ihre Reitze geltend und die Fehler ihrer Schwestern dem Könige bemerkbar zu machen. Sie stund unter der Führung des Duk de Richelieu, der wie man sagte, ihr Ritter war, und um sie los zu werden, sie dem Könige zuschanzte, der die Zeche seiner genossenen Vergnügungen bezahlen mußte. Sein Ehrgeitz stimmte in den Plan, seine Inklination und Freundin in den Armen des Königs zu wißen. Er war ihr Rathgeber, er leitete ihre Schritte, er führte sie zum Ziel.

Anfänglich, wie die Marquise sah, daß der König ihr gewiß genug war, spielte sie die Spröde. Der König wurde immer hitziger, sie schlug Bedingungen vor, er gieng sie ein, und errang das Kleinod, deßen Besitz ihm so wünschenswerth war.

Die von der Marquise vorgeschlagenen, und vom König eingegangenen Bedingungen waren: 1) die öffentliche Absetzung ihrer Schwester der Gräfin de Mailly, *) 2) der Titel einer Duchesse von Chateauroux, nebst den mit dieser Würde verknüpften Vorzügen und Ehrenbezeugungen, für die Marquise. 3) Ein ihr ausgesetztes Vermögen, ihrem Range gemäs, welches sie gegen alle Widerwärtigkeiten in Sicherheit setzte.

Nach der unter Ludwig XV. eingeführten schändlichen Gewohnheit, wurde die

*) Sie war sehr betrübt, als sie die Nachricht von ihrer Ungnade empfieng. Da sie den König aufrichtig liebte, so war der Schlag viel heftiger für sie. Sie suchte Zuflucht in der Andacht, und der damals seiner Predigten wegen berühmte Pater Renaud vom Oratorio, dessen Eigenschaften ihr gefielen, goß Balsam in ihr wundes Herz. Die Göttin des Putzes und aller Lustbarkeiten Königin, die sonst von Vergnügen zu Vergnügen taumelte, gieng

die nagelneue Duchesse de Chateauroux, die ihren Adelsbrief in des Königs Bette fand, statt ihrer Schwester, Hofdame bei der guten Königin, die gezwungen war, die Person, die ein Gegenstand ihrer Verachtung seyn mußte, beständig um sich und vor Augen zu haben, und selbst gewissermaßen die Wächterin über die Ausschweifungen ihres Gemals, die Gehülfin seiner Unordnungen zu seyn.

Die Duchesse war es, die ihn vermochte, wenigstens den Schein der Selbst-

regierung

gieng jetzt in gemeiner Frauenzimmertracht einher, unter denen sie sich durch nichts, als durch ihre Andacht auszeichnete. Sie wafnete sich mit christlicher Sanftmut und Demut, und ertrug den Spott des Pöbels, der sie für die Urheberin seines Unglücks ansah, mit Gedult. Eine Anekdote, diene zum Beleg. Sie kam einst in die Predigt des Paters Renaud, als er schon auf der Kanzel stand und predigte. Es entstund, sie in ihren



Bayerische Staatsbibliothek München

regierung anzunehmen; Sie entriß ihn der Weichlichkeit seines Pallastes und pflanzte ihn an die Spitze seiner Armee nach Flandern; Sie trieb ihn, seine Staaten zu durchreisen, und schickte ihn nach Elsas, den Fortgang der feindlichen Waffen zu hemmen; Sie war es endlich, die ihm in den Augenblick, da sie verstossen ward, den Beinamen der **Vielgeliebte** erwarb. Sie würde ihren königlichen Sklaven vielleicht noch auf eine höhere Spitze getrieben haben, als sie von neuem die Oberherrschaft übernahm, wenn

Kirchstuhl zu laßen, ein kleiner Aufstand. — " Viel Lärm — rief einer verdrüslich — wegen einer Hure!" — " Wenn ihr sie kennet, mein Freund, antwortete die Gräfin, so betet für sie!" — Erst in der Folge gab ihr der König einen Jahrgehalt von 40,000 Livres und ein Palais zu bewohnen, und befahl auch ihre Schulden zu bezahlen, die sich auf siebenmal hundert und 65,000 Livres beliefen.

Bayerische Staatsbibliothek München

wenn nicht der Tod, der unerbittliche Feind, auch so gar der Schönen, sie aus des Königs Armen in die seinigen gerißen hätte. Sie starb,*) und Ludwigs Ruhm wurde mit seiner Maitresse zugleich begraben.



*) Im Jahr 1744. — Man machte ihr folgende Grabschrift, die eher ihrer verstoßenen Schwester zugekommen wär, die wirklich solcher erhabener Gesinnungen fähig war:

Sans relever l'éclat de mon illustre sang,
Cetrait seul fera vivre à jamais ma mémoire:
Mon Roi revit le jour, pour me rendre mon rang,
Et je meurs sans regret, pour lui rendre sa gloire.

Sie soll sich den Tod durch Entblößung in einem Bade von wohlriechenden Wassern zugezogen haben, das sie eben an einem gewißen kritischen Tage unternahm.

# X.

Nach dem Tode dieser Dame bemühte sich die reitzende Duchesse de Rochechouart umsonst, ihre Stelle zu ersetzen; dieser Sieg war der Madame d'Etoilles vorbehalten, die die Aufmerksamkeit des Königs auf einen Maskenballe auf sich zog, und nachher so glücklich war, in seinen Armen zu ruhen.

Sie war die Tochter des Schlächters des Invalidenhaußes, der ein unverschämter Trunkenbold war, deßen Satire auch nicht einmal seine eigene Person verschonte. Seine Frau hatte gar keine Schaam und lebte ausgelaßen liederlich. Da sie mit ihrer eigenen Person nicht mehr wuchern konnte, rechnete sie auf ihre Tochter, die, wie sie sich selbst ausdrückte, ein wahrer königlicher Bissen war.

Dieser königliche Bissen hatte Verstand, Witz und konnte den König so gut belustigen, daß er sie, ihren Wünschen

gemäs,

gemäs, bald öffentlich für seine Maitresse erklärte.*)

Die Mutter besiegelte ihre Freude über das Glück ihrer Tochter mit dem Tode, und verschied mit den Worten: "daß ihr nun nichts mehr zu wünschen übrig sey."

Der Gemal der Madame d'Etioles, der seine Frau sehr liebte, wollte über dem Schritt seiner Ehehälfte verzweifeln, und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Sie fürchtete den Ausbruch seiner Raserei und wirkte einen Befehl seiner Verbannung von ihren königlichen Liebhaber aus. — Er wurde krank, kam aber endlich wieder zu Verstande, sah klärlich ein, daß es nicht der Mühe werth sey, über ein Weib, wie das seinige war, den Verstand zu verlieren, und wurde ruhiger.

Madame d'Etioles, die sich nun von ihrem Manne scheiden lies, fand es nicht

 dienlich

*) Im Jahr 1745.

dienlich den Namen eines bloßen Unterpachters ferner zu führen. Der König gab ihr den Namen einer ausgestorbenen Familie, und sie trat nun unter einen Titel auf den Schauplatz, unter welchem sie den Lesern gewiß allen bekannt ist, nemlich, unter dem Namen: Marquise de Pompadour.

## XI.

Madame de Pompadour war schon als Madame d' Etioles eine Liebhaberin der Künste und Wissenschaften gewesen, jetzt wurde sie Beschützerin derselben, und hatte immer schöne Geister und Schriftsteller um sich. Voltaire war unter denselben, und sie bediente sich seiner Talente bei den Festins, die sie veranstaltete.

Die Lebensgeschichte der Madame de Pompadour ist übrigens so bekannt, und allgemein gelesen, daß ich es nicht wagen werde diese Bogen mit Wiederholungen zu füllen.

Wir wollen hier nur noch ein paar Grabschriften mittheilen, die unter vielen andern, nach dem Tode*) der Madame de Pompadour, in Paris zirkulirten, und mit wenig Worten viele Wahrheiten sagen.

Die eine, ist:

Ci gît, qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans catin, puis huit ans maquerelle.

Die andere:

D. D. IOANNIS POISSON EPITAPHIUM.

Hic Piscis Regina jacet, quae Lilia suxit
Per nimis; an mirum, si floribus occubat albis?

*Obiit die* 15. *Aprilis* 1764.

## XII.

Nach einer Liebesavanture mit einer gewissen Demoiselle Romans, die einen



*) Sie starb im Jahr 1764.

Sohn gebahr, und in einem Kloster ihr Leben betrauern mußte, hatte Ludwig keine erklärte Maitresse wieder. Er wählte zu seinen Liebeshändeln, bald Hofdamen, bald Bürgersweiber, bald gemeine Dirnen, wie sie ihm sein Kammerdiener le Bel zuführte.

Als dieser einst umherschlich etwas Liebes für seinen Monarchen auszuspähen, begegnete er einem gewißen Grafen Dubarri, der für verschiedene Herren des Hofs eben die Verrichtungen hatte, die le Bel für seinen König besorgte. Er klagte dem Grafen seine Noth.

"Wenn's weiter nichts ist, antwortete dieser, so brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen. Ich habe etwas für Sie, einen wahren königlichen Bissen. Sie sollen diese Perle sehen!"

Er führte ihn in seine Wohnung und zeigte ihm eine gewiße Mademoi-

selle

selle l'Ange, die ehemals seine Maitresse war, und die er nun für andere hielt.

"Ich schwöre es Ihnen zu, sagte er; wenn sie der Monarch nur erst einmal gehabt hat, so läßt er sie nicht wieder fahren."

Sie gefiel dem Kammerdiener, er brachte sie zum König, und dieser war über diese Zusammenkunft so entzückt, daß er sein Vergnügen dem Duk de Noailles nicht einmal verheelen konnte. — Sie blieb, wurde erklärte Maitresse des Königs, und die Leser, die sie unter dem Namen der Gräfin Dubarri kennen, werden auch ihre Geschichte kennen, die in deutscher und französischer Sprache genug und sattsam bekannt, und so vollständig ist, daß ich nichts zusezen kann.

Sie war es, die das Maas aller Schandthaten für sich und ihren Liebhaber füllte, und lebte noch, von der Nation verflucht, deren König sie so tief herabwürdigte, als er am 10. Mai 1774. sein Leben endigte.

---

# V.

# Graf Bonneval.

Es war eine Zeit, in welcher die Fata des Grafen von Bonneval und sein Uebergang zu der mahometanischen Religion, so viel Aufsehen erregten, als nimmer vor einigen Jahren in Deutschland und Frankreich die Gefangenschaftsgeschichte des Herrn von der Trenk; und zu jener Zeit kamen über den Grafen Bonneval so viele Schriften heraus, als deren wohl je, seit dem sogenannten ersten Freiheitsjahre der Franzosen, über den Ehrenmann Mirabeau herausgekommen sind. Ich halte mich an eine französische Lebensgeschichte des Grafen Bonneval, in welcher ihn der Verfasser selbst sprechen läßt. Daß mit unter Züge in derselben vorkommen mögen, die im historischen Sinne kontreband sind, ist wohl möglich, doch sind die Hauptzüge der Geschichte richtig.

Graf Bonneval, aus einer ansehnlichen französischen Familie, that als Musketair seinen ersten Feldzug im Jahr 1690. im achtzehnten Jahre seines Alters, und wohnte dem bekannten Treffen bei Fleury bei, aber sonst sties ihm, ein verliebtes Abentheuer mit einer artigen Frau ausgenommen, damals nichts Merkwürdiges auf.

Im Jahr 1693. kam Ludwig XIV. selbst zur Armee, und Bonneval, der damals Kapitain bei der Kavallerie war, blieb in Flandern, als der König die Armee eben so schnell verlies, als er zu derselben gekommen war, ohne daß man die Ursach seiner königlichen Retirade wußte. — Einige glückliche Koups, erwarben dem Grafen Ruf und Ansehen, und im Jahr 1696. sprach man mit Entzücken (wie der französische Verfasser sagt,) in Frankreich, Deutschland, und in den Niederlanden, von den Thaten Bonnevals. — Hierauf wurde Friede, und als der Graf sich bis zum Obristen geschwungen hatte,

wurde sein Regiment, alles Verwendens ungeachtet, kassirt.

Um diese Zeit starb des Grafen Vater, und er wurde Besitzer verschiedener beträchtlicher Güter. Mit seinen Revenüen lebte er zu Paris auf galante Art, liebte das Spiel und die Weiber, und verkürzte sich die Zeit in Gesellschaften und im Schauspiel.

Im Jahr 1701. starb König Karl II. in Spanien; jederman kennt sein Testament zum Besten des Hauses Anjou. Die Besitznehmung der Krone machte einen Krieg unvermeidlich. Bonneval bewarb sich um Kriegsdienste, und erhielt die Genehmigung, ein Regiment zu werben. Mit demselben erhielt er Ordre nach Italien zu gehen.

Die erste Kampagne war unglücklich und unangenehm. Der große Prinz Eugen vernichtete alle Unternehmungen der Franzosen, und wohin sie sich wendeten, fanden sie Niederlagen.

Unter-

Unterdessen hatte sich der Graf ungefähr vier Monate vor dem Marsche verheuratet. Seine Gemalin war von guter Familie, und die Tochter des Marquis von Biron. Diese Heurat wurde durch Konvenienz und Familien Interesse geschlossen, ohne daß des Grafen Herz und seine Liebe dabei in das Spiel kam. Die Gräfin war artig, aber sie war des Grafen Frau, und das war auch mit daran schuld, daß er sie zwar schätzen, aber nicht lieben konnte. Deshalb gieng er auch während der Winterquartire nicht nach Paris, sondern blieb in Italien, und da machte er Bekanntschaft mit einem liebenswürdigen Fräulein, das kaum zwanzig Sommer, aber sehr viel Ahnen, zählte. Sie sahen sich am Fenster. Ein Brief eröfnete die Szene. Der Graf bat in demselben ihr seine Aufwartung machen zu dürfen, und das wurde ihm erlaubt.

Er besuchte sie. Sie war von allen unterrichtet, was den Grafen angieng, sie sprach sehr gütig von seinem militärischen

schen Ruhme, aber sie wußte auch, daß er verheuratet war, und sagte ihm: er müße sehr kaltsinnig gegen seine Gemalin seyn, da er nicht das Winterquartir bei ihr aufschlage. Sie hielt ihm diese Kaltsinnigkeit sehr lebhaft vor, und Liebe strahlte aus ihren schönen schwarzen Augen. Des Grafen Herz war verloren; die Unterredung wurde aufgeweckter, lebhafter und zuletzt, ungemein zärtlich.

Es blieb nicht bei diesem Besuche. Bei dem dritten gestunden sie sich Liebe, und da die Liebe nur eine Qual ist, wenn sie nicht genauere Bekanntschaft bewürkt, so suchten sie bald Gelegenheit sich ganz ohne Verdacht, an einem dritten Orte zu sprechen, wo sie sich so viel zu sagen hatten, und wirklich sagten, daß wir es gar nicht alles nachsagen können. Sie waren einige Monate hindurch glücklich, bis die Zeit der Trennung kam. Das Fräulein konnte dieselbe nicht lange überleben und starb drei Monate darnach, als der Graf sich wieder im Felde befand, wo er

sich so sehr auszeichnete, daß selbst Prinz Eugen aufmerksam auf ihn wurde.

Als auch diese Kampagne geendigt war, gieng der Graf nach Paris, wo ihn seine Gemalin sehr zärtlich empfieng. Es gab neue Avancements, viele junge Offiziere wurden dem Grafen vorgezogen, und troz seinen Thaten, sah er sich zurückgesetzt. Er hatte einen starken und heftigen Wortwechsel mit dem Kriegsminister, der ihm mit der Bastille drohte. Diese Drohung wirkte so stark auf den Grafen, daß er eilig Paris verlies, vorher aber dem Minister einen sehr heftigen Brief schrieb.

Er forderte seinen Abschied. Der Minister schnaubte Rache, der König wurde in das Interesse des Ministers verwickelt, und mußte die Rache seines Dieners mit seinem Namen heiligen. Des Grafen Güter wurden konfiszirt, da man ihn eines Verständnißes mit dem Feinde beschuldigte, und alles was seine Gemalin durch einen Fußfall bei dem König er-

halten

halten konnte, war eine leidliche Pension als Ersatz für die konfiszirten Güter.

Der Graf, von Gelde entblößt, der Hofnung beraubt sein Vermögen wieder zu erhalten, bot seine Dienste durch dem Prinz Eugen, dem Kaiser an. Der Kaiser bewilligte dem Grafen ein Regiment Fußvolk 2000 Mann stark zu werben, welches seinen Namen führen sollte, und überdies wurde dem Grafen versprochen, daß er nächstens General werden sollte.

Während der Errichtung seines Regiments, spielte der Graf zu Wien eine gute Figur, spielte, gewann stark, und lebte seinem Stande gemäs.

Nach einigen Siegen Marlboroughs und Eugens über die Franzosen, denen Bonneval nicht beiwohnte, und nach einem verliebten Abentheuer des Grafen mit einer artigen Beckers Frau, trat er endlich wieder auf dem Kriegsschauplatze in Italien auf. Er schlug und siegte mit Eugen, wurde General, vertrieb sich wieder die Zeit angenehm in Wien, und zog

nach geendigten Winterquartiren wieder mit nach Italien, erlebte einen der herrlichsten und für die kaiserlichen Waffen siegreichsten Feldzüge, und ein artiges Abentheuer.

Der Graf hatte sein Quartir zu Cosmo, wo er im Schloße logirte, und dem Adel der Stadt und der Gegend, Bälle, Assembleen, Konzerts und Tafel gab. Man erschien zahlreich, man war von des Wirthes Artigkeit und Freigebigkeit entzückt. Nur ein einziger, und vielleicht der angesehenste Edelmann des Ortes, schenkte dem Grafen seine Gegenwart nicht, er mochte ihn auch noch so oft bitten laßen, oder selbst bitten, es war umsonst. Der Graf beschloß sich zu rächen, und zwar grif er ihn bei dem Fleckchen an, wo er am empfindlichsten war. Er hatte eine sehr schöne Frau, und war so eifersüchtig, daß er seine Frau sogar mit einem gewißen Schloße beschenkt hatte, das so mancher Ehemann zu besitzen wünscht. — Der Graf machte sich, als der Herr einst

auf sein Landgut gereist war, mit seiner Frau bekannt, und da diese einwilligte, so war es leicht den Mann zu betrügen. Sie hatte, bei gelegener Zeit, einmal den Schlüssel ihres Mannes zu dem bösen Schlosse in Wachs abgedruckt, sich des Abdrucks bei erwünschter Gelegenheit zu bedienen, und händigte denselben dem Grafen ein, der einen Schlüssel machen lies, und das Schloß öfnete, um so glücklich bei der schönen Frau zu seyn, als der eifersüchtige Herr Gemal nur allein seyn zu können glaubte. Die Dame klagte sehr über ihres Mannes Filzigkeit und niedrigen Geiz, diese Klage hob der Graf, und so oft der Geitzhals zu seinen Pachtern reiste, Geld zu zählen, zählten seine Frau und der Graf glückliche Nächte, aber nicht Küsse und selige Augenblicke. — Der Graf hatte sich zwar gerächt, aber es wär nur halbe Rache gewesen, wenn der Harpax das nicht erfahren hätte. Als er also abreiste, schickte er ihm den Nachschlüssel zu und schrieb ihm dazu: ich brauche ihn nicht mehr:

Wüthend warf sich der beleidigte Ehemann auf sein mageres Roß, (denn über Ueberfluß an Futter konnten sich weder seine Rosinanten, noch seine Diener, noch er selbst beschweren,) und holte den Grafen ein, als er eben bei Tafel sas und sich dieses hagern Besuchs nicht versah.

Er verlangte Satisfaktion. Der Graf wollte sich die Mahlzeit nicht verderben und versprach ihm dieselbe nach Tische. Das lies sich der erzürnte Ehemann gefallen, nahm Platz am Tische, hielt sich für mehr als sechs Mahlzeiten schadlos und lies einstweilen seine Rache an den Pasteten und Braten aus.

So festlich hatte er seit Jahren nicht geschmaußt, so satt hatte er sich seit Monaten nicht gegessen. Gelabt und gestärkt, gesättiget und erquickt, begab er sich mit dem Grafen auf den Kampfplatz in ein kleines Wäldchen. Hier gieng er wüthend auf den Grafen los, und deklarirte ihm: er werde nicht ablaßen, bis

er seinen Kopf seiner Frau bringen könne, den sie küssen und so dann von seiner Hand sterben solle. — Da der Graf das hörte, bereute er seine Unvorsichtigkeit. Er konnte die liebenswürdige Frau nicht der Wuth ihres Mannes preis geben. Er gab ihm einen Stoß, mit welchem er sank, nie wieder aufzustehen. Seine letzten Worte waren: "Ach! mein Geld! mein Geld!" und so starb er.

Dem Herrn Franzosen beliebt es, hier auf Unkosten der Moralität, ein wenig stark zu badiniren. Der Ehebruch und der darauf erfolgte Mord waren nach seinen Grundsätzen nichts als zwei nothwendige Uebel, wovon das erstere noch mit seligen Entzücken wucherte, zwei Personen überschwenglich zu beglücken. Dies ist die leichte Philosophie, welche die meisten französischen Werke karakterisirt, sie nehmen diese Tableaus alle aus der bonne ville de Paris. — Das beiläufig hier, und in Rücksicht folgender Bemerkungen und Aeusserungen dieser Art, gesagt.

Es that dem Grafen herzlich leid, daß der Spas dem Manne das Leben kostete, doch tröstete er sich damit, daß er auf diese Art ein Leben einer ihm weit interessanteren Person gerettet hatte, und das war das Leben der Frau des Mannes, der dem Schlosse zu viel zutraute. Ach! Amor kriecht im Fall der Noth, auch wohl durch Schlüssellöcher! — In Wien wurde stark von dieser Begebenheit gesprochen, und die Damen wollten durchaus wißen, welche eigentliche Beschaffenheit es mit dem Schlosse gehabt habe. Selbst der Kaiser badinirte einigemal darüber.

Darauf focht der Graf herzhaft gegen seine Landsleute, in Italien, in Frankreich und in den Niederlanden, bis Fama mit Posaunenton verkündigte: es wird Friede!

Während des Friedenskongresses, machte der Graf im Haag mit einer jungen Engländerin, Liddy, Bekanntschaft, und indessen die Gesandten der

kriegführenden Mächte Friedenstraktaten entwarfen, errichtete der Graf Liebepakta, die so sehr ins Detail getrieben wurden, daß Liddy im Jahr 1711. Mutter eines Kindes wurde, das aber bald wieder starb. — Die gute Liddy wird in der Folge dieser Geschichte wieder auftreten, und es ist gewiß sehr augenscheinlich wahr, daß sie den Grafen inniger und zärtlicher, als er sie, liebte.

Aufrichtig gesprochen, wahre Liebe kannte der Herr Graf wohl nie, und die Seligkeit eines Seelenbündnisses war und blieb ihm fremd.

Die Friedensvorschläge waren ohne Wirkung, die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und beide Theile griffen wieder zu den Waffen. Der Graf zeigte so viel Eifer, daß der Kaiser ihm ein ansehnliches Gnadengeschenk übermachen lies, welches ihm gut zu statten kam. Er beschenkte seine Engländerin und bezahlte Schulden.

Neue Konferenzen begannen, die Kaiserlichen nahmen Doway weg, und alles zerschlug sich wieder.

Den Winter durchlebte der Graf wieder im Haag, bei seiner geliebten Liddy, der er damals kaum drei bis vier mal ungetreu wurde, und die er folglich, wie sein Historiograph schliest, gar sehr lieben mußte. — Welche Begriffe der Mann von Liebe haben mußte! weil der Graf seiner vierzehnjährigen Geliebten nur einigemal binnen ein paar Monaten, (welch ein Liebesäkulum!) ungetreu wurde, mußte er sie gar sehr lieben! — Ein herrlicher Sillogismus!

Kaiser Joseph starb; die Königin Anna von England, degradirte den edlen Marlborough, Prinz Eugen gieng ohne guten Erfolg nach London, der englische General Herzog Ormond wollte nicht offensive gegen die Franzosen handeln, und alles war in Verwirrung. — Es kam zu einem Waffenstillstand und endlich zu

einem Frieden, den aber Kaiser Karl anzunehmen, sich nicht entschließen konnte.

Das war der Friede, den eine höchst-unanständige Gefälligkeit beförderte, der mehr Unordnungen gebar als tilgte, den ein unmäßiger Ehrgeitz ersann, den die Furcht schloß, und den der Zwang unterzeichnete.

Der Kaiser und das Reich waren nicht im Stande den Krieg fortzusetzen, dieser Feldzug schloß ihn, und Landau und Freyberg waren verloren. Endlich schloß auch der Kaiser einen Frieden.

Der Graf war in Gefahr, samt seinem Regimente kassirt zu werden, als zwei Damen den Streich von seinem Haupte wendeten, der ihn treffen sollte. Er zog mit Eugen gegen die Türken, und bewirthete einige gefangene Aga's sehr wohl, welche sich dieser Artigkeit in der Folge dankbar und lebhaft erinnerten.

Der Graf machte sich Hoffnung, Gouverneur einer der eroberten Städte

zu werden, gieng nach Wien, dieses Gesuch zu betreiben, hatte das Votum des Prinzen Eugen, konnte aber doch nichts ausrichten.

In dieser Situation konnte der Graf dennoch seiner Neigung gegen das schöne Geschlecht nicht entsagen. Er warf seine Augen auf die Frau eines Gesandten, die ungefähr 30 Sommer alt, zwar nicht schön, aber wohlgewachsen war, und ein gewisses majestätisches Air hatte, das den Grafen entzückte. Er verlor seine gewöhnliche Lebhaftigkeit. Die Dame setzte ihn deshalb zur Rede, und er war so offenherzig ihr seine Leidenschaft für sie zu bekennen. Er erhielt eine Antwort von ihr, die einen jeden andern, der mit Weiberschwachheiten weniger bekannt war als er, abgeschreckt haben würde; er aber verlor den Mut nicht, und seine standhafte Beharrung erreichte den Zweck mehr, als seine freimüthige Liebeserklärung. Es lag so viel Schmeichelhaftes in seinem Betragen, daß die Frau Gesandtin

tin unmöglich länger die Spröde spielen konnte und der Graf war zweimal in ihren Armen glücklich.

Der Graf würde mehrmal glücklich bei ihr gewesen seyn, hätte ihn nicht eine gewiße Gräfin in ihr Netz verwickelt. Er konnte und wollte nicht entfliehen und die Gräfin hielt ihn fest. Aber da sie gern die Tugendhafte spielen wollte, hatte sie schon manchen redenden Zeugen ihrer Schwachheiten in die andere Welt promoviren laßen. Gleiches Schicksal sollte auch den Grafen treffen. Er wurde von Meuchelmördern angefallen, als er sich eben einst ihren Armen entwunden hatte, aber seine Sackpistolen und sein Degen, die er bei Bestehung solcher Abentheuer immer bei sich zu führen pflegte, retteten ihm das Leben. Er sorgte für Bekanntwerdung dieser Begebenheit und der Herr Gemal verbannte seine zärtlich-grausame Ehegattin auf ein altes Schloß in die tyrolischen Gebürge.

Indeß-

Indessen hatte der Herzog von Orleans in Frankreich, der jetzt Vormund Regent dieses Reichs war, sich des Grafen in allen Gnaden erinnert; er bekam die Versicherung, seine eingezogenen Güter wieder zu erhalten, zu eben der Zeit, als er in Italien für den Kaiser mit Ruhme focht. Er wurde General der Infanterie, und ob er sich gleich des Titels Obrister seines Regiments, zum Besten des Grafen de la Tour begab, behielt dasselbe doch seinen Namen. Er gieng nach den Niederlanden, deren General Statthalter Prinz Eugen, uud der Unter-Statthalter Prie, eine Kreatur seiner Maitresse, war. Diesen zum Troß, lebte der Graf dort mit einem Staate, den ihm dieser nicht nachmachen konnte. Vergebens machte die Tochter des Marquis Prie einen Plan, den Grafen in ihr Netz zu ziehen, er floh das Gespann ihres Triumphwagens, und verlebte in den Armen seiner Liddy, die er zu sich kommen lies, glücklichere Nächte, als ihm jene Dame schenken konnte.

Der Graf und der Marquis waren bisher heimliche Feinde gewesen, aber im Jahr 1724 brach ihre Feindschaft öffentlich aus.

König Philipp V. deßen Erhebung auf den spanischen Thron Europa so vieles Blut gekostet hatte, hatte sich mit Mademoiselle von Valois, einer Tochter des Herzog Regenten in Frankreich, vermält. Diese, voll Feuer und Lebhaftigkeit, konnte sich nicht an das spanische königliche Zeremoniel gewöhnen. Sie war frei und aufgeräumt, sie hatte sich einmal in einer schönen Sommernacht entkleidet in dem kleinen Flusse des königlichen Gartens gebadet, darüber wurde eine Versammlung angestellt, es wurde ein schrecklicher Lärm erhoben, und sie wurde zu einigen Tagen Stubenarrest verurtheilt.

Die Marquise und ihre Tochter erzählten die Geschichte mit vielen Zusätzen aus ihrer Fabrik, sprachen von Liebeshändeln der Königin, von ihrer Verweisung aus dem Reiche, nennten sogar den

Aman-

Amanten, den man bey der Königin ertappt habe, der erstochen worden sey, und dergleichen Fabeln mehr. Der Graf wollte die Ehre der französischen Prinzessin rechtfertigen, nennte die Erzähler solcher Lügen, Schelme und Huren, und behauptete dieses in einem Schreiben, welches in ganz Brüssel zirkulirte.

In Wien nahm man die Sache hoch auf und in Frankreich sagte man, der Graf habe gar nicht nöthig gehabt die Ehre der Königin zu vertheidigen, denn eine Königin sey über alle Beschuldigungen dieser Art erhaben, und brauche keine Vertheidiger niedrigern Standes.

Der Marquis verbreitete allerlei Beschuldigungen und Anklagen gegen den Grafen, besonders die, daß er mit seinem Regimente zu den Franzosen übergehen wolle. Die beleidigten Damen forderten Rache, und Bonneval wurde aller Protestationen ungeachtet für schuldig erklärt, und erhielt vom Marquis die Ordre, sich auf die Citadelle nach Antwerpen zu begeben.

Das

Das Volk war auf des Grafen Seite, denn der Marquis war wegen seinen Bedrückungen verhaßt, und es wär zu einem Aufstande gekommen, hätte der Graf sich nicht so schnell wie möglich nach Antwerpen begeben, den Ausbruch der Rebellion zu verhindern.

Die Feinde des Grafen triumphirten, sie verhinderten seine Ankunft zu Wien, und er erhielt einige Stunden von dieser Stadt die Ordre, sich sogleich als Arrestant nach dem Schlosse Spielberg in Mähren zu begeben. Hier sas er vier Wochen, und erst im Jänner 1725 wurde er von drei kaiserlichen Kommissarien verhört.

Der Raum dieser Bogen und die vorgesetzten Grenzen erlauben nicht, hier alle Briefe und die Form des Prozesses einzurücken, der Graf, sagt der Verfasser, wurde ein Opfer der Kabale, und als er endlich seines Arrestes mit der Bedingung entlaßen wurde: nie mit einem Fuße den deutschen Boden wieder zu betreten, gieng

er nach Venedig, wohin wir ihm folgen wollen.

Hier erhielt er, eben als der Mangel ihm fürchterlich drohte, von einem unbekannten Wohlthäter, durch einen Bankier 5000 Gulden. Nun stürzte er sich ganz fröhlich in die Lustbarkeiten des Karnevals, rettete aus einem öffentlichen Hause eine junge, unglükliche Französin, die man dahin verkauft hatte, und entzückt von ihrer Schönheit, wurde er selbst ihr Liebhaber, brachte sie in ein für sie gemiethetes Haus, und war so glücklich in ihrem Umgange, wie in dem Umgange der Engländerin, nach deren Unterhaltung er sich öfters sehnte.

Der Graf war, wie er, oder vielmehr der Verfasser seiner Lebensbeschreibung, sagt, seines Lebens in Venedig nicht sicher; nächst den entehrenden Nachrichten, die seine Feinde von ihm verbreiteten, wurde er auch einmal angefallen, und einmal wurde ein Pfeil nach ihm geschossen, der vergiftet war, der aber in seinen Rock-

falten

falten hängen blieb; ein Hund, der damit gestochen wurde, büßte in 24. Stunden, unter schrecklichem Geheule, das Leben ein.

Verfolgt, gehaßt, verläumdet, für seine Dienste entlassen, ohne Resourçen zu fernerer Unterhaltung, von Begierde sich zu rächen beseelt, wurde dem Grafen der Vorschlag gethan, bei den Türken Schutz zu suchen.

Der Gesandte der Pforte bei der Republik Venedig, ein guter, verständiger Mann, wurde durch Erzählungen aufmerksam auf den Grafen gemacht, er zog Erkundigungen von seiner Situation ein, lies einen Christensklaven Bekanntschaft mit dem Bedienten des Grafen machen, und durch diesen erfuhr Bonneval, daß der Gesandte Theil an seinem Schicksal nehme.

Ein Jude führte ihn um Mitternacht zu dem Gesandten, der so gut, wie der Graf einsah, daß das, was sie mit einander zu reden hatten, heimlich geschehen müße. Der Gesandte versicherte den Grafen, er werde mit besonderer Distinktion

aufgenommen werden, wenn er sich in Dienste und in Schutz der Pforte, begebe: "aber, setzte er hinzu, ich kann Ihnen nicht verhelen, daß es dann unumgänglich nothwendig ist, unsere Religion anzunehmen. Sie ist so ganz unvernünftig nicht, wie man glaubt: ich will einige Glaubensregeln ausnehmen, die andern werden alle mit der gesunden Vernunft übereinstimmen. Und wo ist das Gesetz, das ganz ohne Kritik und aller Einwürfe überhoben seyn kann? Redlichkeit, Ehre und Grosmut sind uns werth, werden von uns hochgeschäzt."

Er schrieb an den Grosvezier, erhielt Antwort und bestätigt, was er versprochen hatte. Der Graf entschloß sich zu der Abreise, versprach seiner geliebten Thekla, so hies das von ihm gerettete und geliebte Frauenzimmer, ihr bald Nachricht von sich zu geben, und gieng unter Segel.

Nach einem unterbrochenen Gefecht mit einem Maltheser, kamen sie nach Chios,

wo der Graf sechs Wochen sehr angenehm zubrachte, und dann mit einem Schiffe nach Konstantinopel gieng.

Ich übergehe des Grafen Besuche bei dem Grosvezier, Mufti, und andern Grossen des Hofes, wie auch seine Religionsgespräche mit dem Manne, der ihm die mahometanische Religion beibrachte, und sage den Lesern blos, daß er sich beschneiden lies, und dann dem Grossultan vorgestellt wurde, welches mit großen Feierlichkeiten geschah. Der Sultan war sehr gnädig und hocherfreut, der Graf schwur den Eid der Treue, und wurde sogleich zum Bassa von drei Roßschweifen ernannt.

Noch ist zu bemerken, daß der Graf bei der Beschneidung den Namen Osman erhalten hatte.

Der Graf erhielt von einem Kapuziner einen sehr eindringenden Brief, aber es war schon zu weit gekommen, als daß er hätte zurückgehen können.

Sein Gehalt wurde auf 40,000 Pfund Einkünfte vermehrt, und jedermann beei-

ferte sich, seine Freundschaft und Liebe zu verdienen.

Nach einigen Privataudienzen bei dem Sultan, in welchem der Graf mit ihm über Armeen, Krieg, Kriegsdisziplin und dergleichen sprach, kamen alle Waffen in Bewegung. Die Kabale erhob ihr Schlangenhaupt und eine Verschwörung gegen den neuen Günstling ihres Herrn, brach aus. Der Graf wurde an die Grenze der kleinen Tartarei geschickt, um dort seine Würde geltend zu machen. Der Hof nannte es eine Verbannung, der Kaiser eine Reise.

Der Graf erwarb sich viel Liebe auf seinen neuen Posten, und nach zwei Jahren wurde er an den Hof zurück berufen, wo man ihm aufgab, einen Auffatz über die Verbesserung der Kriegsdisziplin zu verfertigen. — Dieser Auffaz erregte Sensation, und der Kaiser war so wohl damit zufrieden, daß er dem Verfasser ein prächtiges Landhaus, nahe bei Konstantinopel schenkte. Hier lebte er ganz philosophisch, hielt sich 20 Pferde, 25. Diener, meistens Christensklaven;

ven; sein Kammerdiener war ein Deutscher, sein Koch ein Franzos, und sein Kellermeister (den er trank im Stillen Wein,) ein Italiener.

Es brach eine Armee nach Persien auf, und der Graf übte die zurückgebliebenen Truppen in den Waffen, welche kriegerischen Uebungen sehr zum Vergnügen des Großsultans ausfielen.

Der Graf kaufte Schönen für sein Serail, und Thekla und Liddy kamen, und theilten sein Glück mit ihm.

Nun unterhielten sie sich unter sich selbst, so gut sie konnten, spielten, sangen, tanzten, und liebten die Tafel.

Der Graf fuhr fort Aufsätze zu machen, übte seine Soldaten in den Waffen, und genoß das Zutrauen des Kaisers, der ihm redende Beweise seiner Gnade und Zufriedenheit gab.

Daß er das Kommando über die Armee gegen Thamas Kuli Khan nicht bekam, daran waren seine Feinde schuld und die Aga's und andern Offiziers, die mit der neuen Tak-

tik nicht recht zufrieden waren, weil die Unbequemlichkeiten des Exerzirens ihrem Hange zur Gemächlichkeit nicht angemessen waren. Einige beneideten, andere verfolgten, und seine Freunde bedauerten ihn, als ein Opfer seiner Kriegsreform.

Der Grossultan blieb ihm gewogen, und der Mufti war seine Stütze.

Endlich wurde er mit in den Divan gezogen, hatte die Freude ein Korps gegen die Russen zu führen, suchte den türkischen Kaiser gegen den deutschen Kaiser aufzuhetzen, hatte das Vergnügen, seine Plane approbirt zu sehen, — und — uns bleibt nur die Frage:

Ob Graf Bonneval wohl nie seine voreiligen Schritte, besonders den, ein Mahometaner zu werden, bereut haben mag?

---

## VI.

# Karl VII. König in Frankreich.

Da diese Sammlung der Abentheuer galanter Männer, ein Seitenstück zu den Lebensgeschichten galanter Damen seyn soll, so möchte es wohl nicht übel gethan seyn, hier Anekdoten aus den Leben solcher Souverains *) zu liefern, deren Weiber oder Liebhaberinnen dort Tableaus lieferten, die die Leser unterhielten. Es ist dieses des Bezugs, der Belege, der Berichtigungen wegen, nicht nur vielleicht nicht unangenehm, sondern wohl so gar nützlich und erforderlich.

Und

*) Nach folgenden Piecen: Tablettes historiques et anecdotes des Rois de France, à Paris 1766, 3. Bände. — Anecdotes Françoises 1767. — Intrigues galantes de la cour de France. 2. Bände. à Cologne 1695.

Und nun eröffnet Karl VII. *) diese galante Männer Reihe. **)

Man erzeigte Karl VII. ***) die Ehre, ihn den Siegreichen zu nennen, wegen der Siege, die ihn auf einen Thron erhoben, auf welchem seine Mutter ****) ihn nicht gern sitzen sehen mochte. Er trat die Regie-

*) In Bezug auf No. VI. der Skitzen aus den Leben galanter Damen. Erste Samml. Regensb. 1789. S. 129. — 144.

**) Es versteht sich, daß man diese Herren hier blos als galante Männer betrachtet, und daß man keine vollständige Biographie, so wenig als Staatsangelegenheitserzählungen, hier zu erwarten hat.

***) Geboren den 22. Febr. 1403. Regierte vom Jahr 1422. bis 1461.

****) Isabella von Baiern, die ihren Gemal Karl VI. ungemein hart behandelte, und es ihm oft sogar an weißer Wäsche fehlen lies. Der König war ein einfältiger Prinz, und durch ein Schrecken auf der Maskerade, wo er und etliche Freunde Wilde

Regierung an, und besas keine Staaten als Orleans und Bourges, daher wurde er auch nur der König von Bourges spottweis von seinen Feinden genannt.

Er liebte Ruhe und Vergnügungen mit Leidenschaft, er gieng gern mit Gelehrten um, aber noch lieber mit seiner geliebten Agnes Sorel. Er führte Ballete auf, er zeichnete Blumenstücke aus Gärten ab, und indeßen durchzogen die Engländer seine Staaten.

Er hatte ein Ballet erfunden, er belustigte sich an seinem kleinen Hofe, und war vergnügt.

Als

Wilde in mit Pech geschmierten Häuten vorstellten, wovon der eine in Brand gerieth, verlor er seine Sinne ganz und gar. Isabella war dem Duk d'Orleans sehr gewogen, lebte auf sehr vertrauten Fuß mit ihm, und brachte es dahin, daß ihr Sohn von der Regierung ausgeschlossen wurde, indem Herzog von Betford unter dem Namen Heinrich V. den französischen Königstitel annahm.

Als er einst im Tanz ganz entzückt dahin schwamm, traten ein paar Herren seines Hofes in den Saal, denen er entgegen rief:

"Nun! was denkt ihr von diesem Feste? verstehe ich nicht die Kunst, mich recht gut zu belustigen?

"O ja, Sire! — war die Antwort; — man kann unmöglich seine Krone auf eine lustigere Art verlieren."

Der König wurde aufmerksam. Diese Antwort und das Zureden seiner geliebten Agnes *) brachten es endlich dahin, daß er auf Mittel dachte, sich und sein Reich zu retten.

Diese liebenswürdige königliche Geliebte suchte alles auf, den König in seinem Vorsatze zu bestärken, und sie nahm sogar

*) S. Skitzen a. d. Leb. galanter Damen. 1. Samml. S. 135. 136. — Fontenelle hat dieser Anekdote ein Gespräch gewidmet, wo Agnes sie selbst erzählt.

sogar die Sterndeuterkunst zu Hülfe, an die man damals noch glaubte und auf welche der König auch Vertrauen und Glauben setzte.

Der König schien unempfindlich gegen Ehre und Ruhm zu seyn, er befand sich in einer politischen Schlafsucht, in einem Traume, aus welchen ihn Agnes zu reissen suchte, und gewiß deshalb verdient sie Lob.

Einst gieng sie sehr traurig und niedergeschlagen auf und ab. — Der König, der den Abgott seines Herzens nicht leiden sehen konnte, nahte sich ihr ängstlich.

König. Liebe Agnes!

Agnes. Sire?

König. Ihr seyd traurig —

Agnes. Das bin ich.

König. Und warum?

Agnes. Ach! Sire —

König. Darf 'man die Ursach dieser Traurigkeit nicht wißen? Ist's ein Geheim-

heimniß, welches Kummer über Euer Gesicht verbreitet?

Agnes. Es ist kein Geheimniß, Sire.

König. So darf ich wißen —

Agnes. Ach! mein König! — Seyd Ihr es noch?

König. König?

Agnes. König! König, im ganzen Umfange dieses Wortes?

König. Agnes!

Agnes. Wenn Ihr wüßtet —

König. Nun? —

Agnes. Wenn es dahin käme, daß ich Euch verlassen müßte!

König. Mich verlaßen? — und das könntest du? Agnes! das wolltest du?

Agnes. Und wenn mein Schicksal es so wollte? — Ich lies mir die Nativität gestern stellen. Ihr kennt den großen, berühmten Sternkundigen, der seit acht Tagen hier ist. Er prophezeihte mir —

König.

König. Doch wohl etwas Gutes?

Agnes. Daß ein großer König mich lieben würde. Das könnt Ihr nicht seyn; Ihr, aller Euerer Staaten beraubt. — Ich werde mich an den Hof des Königs von England begeben müßen, der Euer Königreich bald mit dem seinigen vereinigen wird, und dann gewiß ein großer König genennt zu werden verdient.

König. Agnes! — nein! der stolze Heinrich soll mein Reich nicht mit dem seinigen vereinigen. Meine Ehre steht zum Pfande, ich will sie lösen, und Karl soll der glückliche, große König seyn, von dem seine Agnes geliebt wird.

Karl liebte wirklich die schöne Agnes so feurig, daß er lieber seine Krone, als diese Geliebte verloren hätte. Nur mit Widerwillen griff er zu den Waffen, aber er ergriff sie endlich, das Weib nicht zu verlieren, die ihm über alles theuer war, deren Verlust er nicht ertragen hätte. Unachtsam gegen sich und sein Volk, hätte er

aufgehört König zu seyn, ungestörter der Liebe pflegen, und als ein arcadischer Schäfer mit seiner Chloris, die Fluren durchirren zu können, da riß ihn der Ruf zur Ehre, durch den Mund seiner Geliebten, aus dem Schlummer.

Agnes. O! mein König!

König. Du liebst mich?

Agnes. Der Himmel weiß es, wie innig! — Aber, da ich Euch liebe, mag ich es nicht leiden, daß man Uebles von Euch spricht, daß man sagt, Ehre und Pflicht sey mit Euch in dem Schoose eines Weibes entschlummert. Ergreift die Waffen, verjagt Euern Feind, befreit Euere Unterthanen von fremder Tirannei. Glüklich bin ich dann, von Euch geliebt zu werden, und die Franzosen werden die Geliebte des siegreichen Königs verehren, die sie jetzt verwünschen, weil sie diese Unschuldige für die Ursach Eurer Trägheit, für die Feindin des Vaterlandes halten. Diesen Vorwurf kann ich nicht ertragen,

er

er trift mich unverschuldet. Ihr selbst wißt das am besten. Sollte die Liebe zum Ruhme Euch nicht ergötzen, so laßt ihr wenigstens den Triumph, Euch zu ermuntern.

König. Agnes! — ich liebe dich, ich löse deine und meine Ehre. Niemand soll mehr verächtlich von uns sprechen. Man soll dich lieben, aber keiner so sehr, als ich.

Karl zog in das Feld, aber nicht zur glücklichen Stunde. Der Verlust der Schlachten bei Crevant und Verneuil brachte ihn sehr in Verlegenheit, und die Geschichte sagt, daß man für seine Tafel nur zwei junge Hühner und eine Schöpskeule hatte.

Doch endlich lachte ihm das Glück. Es erschien die berühmte Johanna d'Arc auf dem Kriegstheater, *) und diese



*) S. Skitz. a. d. Leb. galanter Damen. 1. Samml. S. 137. 138. — Wilhelm de

Pucelle rettete den König und ihr Vaterland, wie allgemein bekannt ist.

Karl war nun König eines Königreichs, deßen Titel er nur sonst führte, um zu beweisen, daß er es — nicht besas.

Sein Bestreben gieng nun dahin, seine Nation gesitteter und ihr die Wissenschaften angenehm zu machen. Ihm hat man die französischen Kroniken, die Entwürfe der Geschichte zu verdanken. Unter seiner Regierung lebte Alain Chartier,

de Bellay Langey Verf. des Werks: Instruct. sur le fait de la guerre etc. 1549. behauptet, daß der König mit der Pucelle unter einer Decke gesteckt, und sie ihre Rolle mit seinem Vorwißen gespielt habe, um den Franzosen Muth durch eine inspirirte Person zu machen, deren Erscheinung sie für ein göttliches Wunder, für eine Sendung des Himmels hielten. Sie wurde 1430. bei einem Ausfall aus Kompiegne von den Engländern gefangen genommen, und als eine Hexe, zu Rouen,

tier, den man als den ersten französischen Dichter ansehen kann. Der König beschützte die Wissenschaften, zeigte sich als Staatsmann, und seine Gerechtigkeitsliebe war allgemein bekannt und gepriesen. Martial d'Auvergne giebt ihm in dem Gedicht: les Vigiles de Charles VII. dieses rühmliche Zeugniß, und führt die Gerechtigkeit redend ein:

"Lange war ich in den Hallen König "Karls des Siegreichen, der mich, und "nicht zu seinem Schaden, liebte."



Rouen, am 14. Jun. lebendig verbrannt. Im Jahr 1456. errichtete man ihr daselbst eine Bildsäule. Der König hatte sie, ihren Vater, ihre drei Brüder und alle ihre Nachkommen 1430. in den Adelstand erhoben. Ihr Name wurde in Lys oder Lilie verwandelt. — S. auch Goldasti Sybilla Francica. Ursellis. 1606. — Vignier will aus einem zu Metz gefundenen Manuskript behaupten, Johanna sey entkommen, habe sich mit Robert

Die Franzosen haben ihm die schriftliche Aufzeichnung ihrer Gewohnheiten zu verdanken, die er im Jahr 1454. verfertigen lies.

Ungeachtet der Schmeichler, die ihn, wie jeden König, umringten, liebte er die Wahrheit, und sagte von ihr:

"Was ist aus ihr geworden? sie "muß abgestorben seyn. Gewiß ist sie ge-

"stor-

Robert de Hermoise verheuratet, und eine gewiße Klaudia sey für sie gehalten und verbrennt worden. S. Tentzels monatliche Unterredungen, Seite 595. (dort ist angegeben, sie sey 1431. am 6. Jul. verbrannt worden.) Die Historiker aber wollen von dieser Verheuratung so wenig wißen, als davon, daß statt ihrer, eine andere Person sey von den Engländern verbrennt worden. — Daß Voltaire sich bei ihrer Geschichte auch in das Spiel gemischt hat, und wie? ist bekannt.

"storben und hat keinen Beichtvater ge-
"funden."

In seiner Familie war er sehr unglücklich. Seines Vaters Schwachheit war der Grund aller seiner widrigen Begebenheiten. Der Haß seiner Mutter war unbegreiflich. Beständig wurden Verschwörungen gegen ihn angesponnen und sein ungerathener Sohn *) machte ihm viel Kummer und Herzeleid. **)



*) Nachher König von Frankreich, unter dem Namen Ludwig XI.

**) Proben seines Betragens gegen seinen Vater, auch gegen Agnes Sorel, S. in I. Samml. Skitz. a. d. Leb. gal. Damen. S. 138. und S. 141. 142. in der Anmerk. — Wir wollen hier noch bemerken, was der Verf. der Skitzen nicht angegeben hat. Agnes starb d. 9. Febr. 1449.

Als er erfuhr, daß Philipp der Gute, Herzog von Burgund seinen Sohn aufgenommen hatte, sagte er sehr prophetisch:

"Der Herzog kennt den Dauphin "nicht, er ernährt einen Fuchs, der in der "Zukunft seine Hühner fressen wird."

Die

1449. und wurde zu Loches in Touraine begraben. König Franz I. in Frankreich hatte so viel Hochachtung für diese Geliebte seines Anherrn, daß er sie selbst in folgendem Gedichte besang:

Gentille Agnes, plus d'honneur tu mérite,
La cause étant de France recouvrer,
Que ce que peut dedans un Cloître ouvrer
Close Nonnain, ou bien devot Hermite.

Dieses Sinngedicht findet sich vom Nikolaus Bourbon Nugar. lib. 7. p. 389. mit der Ueberschrift: Ex vernaculo Petrarchae

ins

Die Furcht, von seinem Sohne vergiftet zu werden, zog ihm den Tod zu, er enthielt sich sechs bis sieben Tage des Essens und Trinkens, und starb zu Mahum, in Berry, den 22. Jul. 1461. — Wie traurig, wenn ein Vater, ein König, dem die Erhaltung seines Thrones so viel gekostet hat, befürchten muß, daß ihn sein Sohn aus dem



ins Lateinische übersetzt, und demnach war Franz I. nur Uebersetzer. Eine andere lateinische metrische Uebersetzung ist diese:

Lilia dum servas, plus, Agnes pulchra, mereris
Quam Frater castus, quamve reclusa Soror.

Das Kompliment ist feiner, als ein anderes, da es so gar auf Unkosten der Moralität geschieht; aber gewiß nicht auf viele Geliebte großer Herren unserer und der vorigen Zeit anwendbar.

Wege räumen möchte, sich desselben zu bemächtigen!

Zu des Königs Begräbniß gab Dü Chatel die Kosten her, die ihm erst lange nachher wieder ersetzt wurden.

---

VII. Hein=

# VII.

# Heinrich II. König in Frankreich.

Eben so wenig *) ein guter Wirth als sein Vater, **) eben so sehr seinen Vergnügen ergeben, und eben so sehr verliebt, wie dieser, ***) war Heinrich II. König in Frankreich. ****) Im Kriege hatte er sich hervorgethan, denn sein Vater hatte ihm zuweilen das Kommando überlaßen, und bei grössern Veranlassungen würde er eben so tapfer als dieser sich ausgezeichnet haben, wie wohl noch nicht ausgemacht ist, ob

*) Gegenwärtige Anekdoten von Heinrich II. erzählt in Bezug auf No. IV. der Skizzen rc. I. Samml. S. 85. — 92.

**) Franz I. geboren 1494. König 1515. starb 1547.

***) Siehe Skitzen rc. I. Samml. S. 87. II. Samml. N. V. S. 133. — 174.

****) Geboren den 10. Aug. 1519. ward König 1547. starb 1559.

ob er, um bei einer schönen Frau zu schlafen, so weit wie sein Vater*) gezogen wär, denn er liebte die Nähe, wenn er die Ferne entbehren konnte. That er daran wohl unrecht? — In Ansehung seiner Favoriten gieng er mit Verschwendung seiner Gunst noch weiter als sein Vater; aber er hatte nicht wie dieser Zeit, sich zu bessern.

Seine

*) Im vorbeigehen bemerkt: Skitzen rc. II. Samml. S. 140. Anmerk. — Die Frau, wegen welcher er sich zu dem Zuge nach Mailand verpflichtete, war eine gewiße Signora Clarissa, wie sie Brantome nennt, eine der schönsten Damen der damaligen Zeit. Nachdem der genannte Schriftsteller diese Anekdote erzählt hat, sagt er: "Also weiß die eine Hälfte der Welt nicht, wie die andere lebt. Wir stellen uns eine Sache so und so vor, und doch ist sie anders; Gott, der alles weiß, spottet unserer Divinationsgaben." Diese Betrachtung ist wahr und vernünftig; aber könnte man nicht noch andere anstellen?

Seine Erziehung war nicht vernach- lässigt worden, er sprach und kannte verschiedene Sprachen, aber ein solcher Beschützer der Wissenschaften, wie sein Vater, war er nicht.

Die Dichter unter seiner Regierung übten sich blos in üppigen Darstellungen der Liebe, und wollten dennoch gern Nachahmer des platonischen Petrarka gescholten seyn. Hof und Volk schätzte ihre verliebten Gesänge, die sie unter dem Titel: Amores herausgaben, und seit dieser Zeit griff der Geschmack an dieser Dichtungsart um sich; nach derselben wurde er allgemein.

Heinrich II. war gegen Kaiser Karl V. glücklicher als sein Vater, des ist der Friede zu Crepi, Zeuge.

Nächst den Turnieren waren damals die Duelle, denen Franz I. der überall gern einen Anstrich von Chevalerie affektirte, Ansehen und Recht verschafft hatte, sehr Mode, und die Narrheit des Point d'Honneurs,

neurs war eine Krankheit des Staates geworden, gegen die ein kluger König, heilsame Arzeneien hätte verordnen sollen, — und Heinrich begünstigte sie.

So erlaubte er nicht nur den öffentlichen Zweikampf zwischen dem Herrn de Jarnac, Schwager der Duchesse d'Etampes, und dem Franz de Vivonne, bekannt unter dem Namen de la Chataigneraye, sondern er begünstigte ihn auch mit seiner Gegenwart. Bei diesem Zweikampfe wurden alle Gesetze*) wegen den Sekundanten, der Waffen, des Kampfplatzes, und des Schiedsrichters, auf das genaueste beobachtet. Der König, der den Kampfplatz bestimm-

*) Die Kämpfer mußten gleichen Vortheil haben, nicht allein in Ansehung der Waffen, sondern es wurden auch sogar Sonne und Wind getheilt. Ein Einäugiger, der von einem heraus gefordert wurde, der zwei Augen hatte, verlangte daß man seinem Gegner ein Auge ausstechen sollte, und darauf sprach das Gericht, weil der Einäugige ganz blind geworden

bestimmte, hatte den Stab, und warf ihn, ob er gleich dem Chataigneraye wohlwollte, dennoch nicht eher zwischen die Kämpfer, (dies war das Signal, den Kampf zu endigen,) bis dieser einen Stich in das Knie bekam; auch alsdann lies er noch dem Jarnac freie Gewalt über das Leben seines Gegners, der theils aus Verzweiflung, dasselbe ihm verdanken zu müssen, theils an den übeln Folgen seiner Verwundung starb. Die Ursache dieses Zweikampfs war, daß sich Jarnac, wie Heinrich noch als Dauphin behauptete, der höchsten Gunstbezeigungen seiner Schwägerin, der Duchesse d'Etampes gerühmt haben sollte. — Nach dem Tode des la

Cha=

worden wär, wenn er sein Auge im Kampfe verloren hätte, und der ganze Vortheil dann auf seines Gegners Seite gewesen wär. *Brantome* sur les duels. *Alciatus* de singulari certamine. Das schmeckte doch alles wahrhaftig sehr nach Ritterbücher Lektüre, und klingt seltsam genug, ob es gleich Wahrheit ist!

Chataigneraye, besann sich aber Heinrich eines andern, und machte durch einen Eid sich verbindlich, kein Duell ferner zu erlauben.

Was des Königs Liebe betrift, so war sie mehr Schwachheit, als Neigung. Er liebte die Diana von Poitiers, Duchesse von Valentinois, aber in dieser Liebe fand er mehr Geschmack sich zu vergnügen, als daß man dieselbe als Leidenschaft betrachten könnte.

Diana war schön, sie hatte Witz und Verstand. Beides wußte auch sein Vater schon.

Man redete ihr damals nach, sie habe, des Königs Liebe zu erhalten, Zauberkünste gebraucht.

"Eine Dame (nemlich Diana), sagt "Pasquier, beherrschte Heinrichen II vermittelst eines Ringes, den sie ihm gab, "und den er am Finger trug. In einer "Krankheit des Königs, war die Duchesse "von Nemours von der Königin gebeten

"wor-

"worden, dem König diesen Ring von dem "Finger zu ziehen, wenn sie ihn besuchen "würde, und das that sie auch. Kaum war "dies geschehen, als der König befahl, "jedermann den Zutritt zu ihm zu versa- "gen. Diana kam ein und zweimal, aber "sie wurde nicht eingelaßen. Sie wußte "nicht, woran das lag, kam noch einmal "und da man ihr den Eintritt wieder ver- "wehrte, gieng sie demungeachtet hinein, "und nach dem Bette des Königs zu, an "deßen Finger sie den Ring nicht sah. "Sie fragte, wo er hingekommen sey? "erhielt zur Antwort, die Duchesse von "Nemours habe ihn mit sich genommen. "Sogleich schickte Diana fort, und lies "ihr denselben im Namen des Königs ab- "fordern. Sie erhielt ihn, und steckte "denselben sogleich wieder an seinen Fin- "ger."

Thuanus selbst nimmt die Bezauberung an, die denn vielleicht doch wohl ihren Grund, aber blos in den Reitzen der schönen Diana hatte. Catharina von

Medicis, die Gemalin des Königs, war ein Weib, und schmerzlich wär es ihr gewesen, ihrer Nebenbulerin mehr Reitze zugestehen zu müssen als sich selbst; sie schrieb daher lieber auf Rechnung übernatürlicher Kräfte, was sie nicht dem natürlichen Allvermögen der Schönheit einer Rivalin zuschreiben wollte. Wir wollen dem zu folge, etwa folgendes Gespräch zwischen der Königin, einer ihrer Hoffräuleins, und der Duchesse von Nemours annehmen.

Königin. Es ist aber doch unbegreiflich!

Duchesse. Uebernatürlich möchte man beinahe sagen.

Hoffräulein. Wahrhaftig, übernatürlich!

Königin. Sagt mir doch — ich verlange jetzt keine Schmeicheley; vergeßt, daß ich Euere Königin bin, seht nur das Weib in mir; — und sagt mir: ist denn Diana wirklich schöner als ich?

Hoffräulein. Diana? hm!

Duchesse. Ach! mein Gott! ein dreissigjähriges ekles Geschöpf ist sie. Und der König muß blind seyn!

Hoffräulein. Sie hat ihm einen Liebestrank gegeben.

Duchesse. 's ist Zauberei im Spiel!

Königin. Ja! so ist es! denn sonst — dächte ich doch —

Duchesse. Der König müßte den Staar haben, wenn er nicht sehen wollte —

Hoffräulein. Daß Ihro Maj. doch wirklich der Erzkokette noch einen großen Theil Ihrer Reitze leihen könnten, um — dennoch nichts zu verlieren u. s. w.

Aus dem Kabinet der Königin, wieder zu dem König.

Dieser war so gar eifersüchtig eben nicht, denn man behauptet allgemein, der Marschall von Brissac sey der liebreizenden Diana gar nicht gleichgiltig gewesen. Dieses wußte der König, und liebte sie dennoch nicht weniger zärtlich.

Auch daher schrieb sich ein starker Theil des Glaubens an die Bezauberung.

Man sagt sogar, der König habe eines Tages die schöne Diana in den Armen des Marschalls, und beide in gar keiner zweideutigen Situation überrascht. Der König, heist es, sah nicht hin, und lies dem Liebhaber Zeit, unter das Bette seiner Geliebten zu kriechen. Um aber doch zu zeigen, daß er wußte, was er nicht wißen sollte, warf er ein Stück Zuckerbrod unter das Bette und sagte:

Da Brissac, hast du auch etwas; wir wollen alle leben."

Sein sich gewähltes Sinnbild des zunehmenden Mondes, mit der Devise:

Donec totum impleat orbem,

sagt man, sey eine Anspielung auf den Namen seiner Geliebten, Diana, gewesen.

Brantome erzählt, einige Jahre vor seinem Tode habe ihm ein Wahrsager, (man nennt als denselben, Lukas Gauric,

ric, Bischof zu Civita Castellana den Sterndeuter Pabst Pauls III; andere meinen, es sey Cardanus gewesen,) die Nativität gestellt.

"Du wirst, hies es, in einem Pri- "vatkampfe dein Leben verlieren."

Der Konnetable von **Montmorenci**, heißt es, sey damals gegenwärtig gewesen.

**König.** Seht, mein Lieber, was für ein Tod mir prophezeihet wird.

**Montmorenci.** Ei, Sire! Ihr werdet doch solchen Schwätzern nicht glauben? Die Kerls sind insgesamt Lügner. Laßt den Quark ins Feuer werfen.

**König.** Nicht doch! — Schimpft nicht auf die Leute, sie sagen doch bisweilen die Wahrheit.

**Montmorenci.** Zufall, Sire! blosser Zufall, so wahr ich ehrlich bin.

**König.** Es ist ja nicht schändlich dieses Todes zu sterben, ich fürchte ihn auch nicht.

nicht. Und gewiß, ich würde ihn sogar wählen, wenn es der Tod von der Hand eines tapfern Mannes wär, von welchem auch ich Ehre hätte.

Nach dem schimpflichen Traktat zu Chateau Cambresis, wollte Heinrich die Vermälung seiner Tochter, der unglücklichen **Elisabet** mit **Philipp** II. König in Spanien, und seiner Schwester **Margaretha** mit dem Herzog **Emanuel** von Savoien, durch glänzende Feste feiern, und stellte ein großes Turnier an.

In demselben hielt sich der König sehr wohl. — Gegen das Ende des Turniers wollte er noch eine Lanze zur **Ehre der Damen** brechen, und schickte dem jungen **Gabriel von Montgommery** eine zu.

Die Königin bat ihn vergebens, daß er aufhören solle zu turnieren; auch **Montgommery** wollte nicht gegen den König rennen, aber sein Befehl nöthigte ihn, es zu thun.

Sie

Sie rannten so heftig zusammen, daß die Lanzen zerbrachen, und Montgomery, den sein Roß fortriß, als er mit der seinigen des Königs Visir aufgehoben hatte, den König in das rechte Aug sties. Der Stoß gieng so tief ein, daß die Hirnschaale verletzt wurde.

Umsonst wendeten die Wundärzte alles an, den König zu retten, ihre Kunst war erschöpft, ihre Müh war vergebens. Es setzte sich ein Geschwür in dem Haupte des Königs, woran er zwölf Tage darauf starb.

Der öffentliche Ausruf nach seinem Tode von den vier und zwanzig Schreiern zu Paris, war:

"Bittet Gott für die Seele des "durchlauchtigen, großmächtigen, tugend-"haften und großmüthigen Prinzen, Hein-"richs, von Gottes Gnaden allerchrist-"lichster König in Frankreich, den zwei-"ten dieses Namens; eines in seinem "Leben kriegerischen Prinzen, von allen

"seinen Staaten geliebt, vollkommen an
"Güte, gerecht und freigebig, der Be-
"schützer Bedrängter, voll Tapferkeit und
"Heldenmuth."

Man nimmt insgemein an, daß der König am Hochzeittage seiner Schwester, das erste Paar gestrickte seidene Strümpfe trug. Dies gehört in die Annalen des Luxus.

---

# VIII.

# Karl IX. König in Frankreich.

Karl IX. *) kam zu frühzeitig zur Regierung. **) Darinne liegt der Grund alles Unglücks, welches über ihn und über Frankreich, während seiner Regierung, kam. Unter diesem unglücklichen Monarchen bewafnete sich Frankreich gegen sich selbst, und allenthalben blieben traurige Denkmäler der entflammten Leidenschaften, die sich mit dem Schleier der Religion verhüllten, deren Schandsäulen sie waren, die Menschen entehrten, indem sie vorgeblich ihre Vertheidigung übernahmen.

Diese

*) In Bezug auf N. II. S. 53.—66. der I. Samml. der Skizzen rc.

**) Als er eilf Jahr alt war, nach dem Tode seines Bruders Franz II. am 5. Dezember 1560. Er war Heinrichs II. dritter Sohn, geboren am 27. Jun. 1550.

Diese Regierung zeichnete sich durch das ewig verabscheuungswürdige Blutbad, *) durch die famöse Bartholomäusnacht aus, in welcher die heiligsten Rechte der Natur und Menschheit verletzt, entehrt, auf die grausamste Art vernichtet wurden, in welcher die schaudervollsten Auftritte sich ereigneten, die ewig von allen Nationen wird verwünscht werden, und deren Andenken uns mit Abscheu und Entsetzen erfüllt. Selbst Heinrich IV. der Schwager Karls, befand sich damals in Todesgefahr.

Es gab ein Ungeheuer, das schrieb: bei diesem schreckbaren Mordspiele sey nur ein

*) Den 24. August 1572. Eine unglückliche Nacht, die Stoff zu dem bekannten kühlen Trauerspiel, des Msr. Chenier lieh, welches leider! auch ins deutsche übersetzt ist. Diese grausame Nacht mag auch diese Sünde mit ihrem grauenvollen Schleier bedecken, und der Himmel mag sie dem Verfasser und Uebersetzer vergeben.

ein einziger Fehler begangen worden, der, daß man ein paar Näpfe Blut weniger vergossen habe, als man hätte vergießen sollen. Das heist, auch Heinrich IV. und der Prinz von Condé, hätten bluten sollen.

Es giebt eine Apologie dieser Mordnacht; aber es hat sie ein Pfaffe geschrieben. Und — auch Fieber und Pest haben ihre Lobredner gefunden.

Diese Begebenheit, bei welcher man seine Jugend gemißbraucht hatte, überlebte Karl nicht lange; ohne Bedauern kam sein mit Blute beflecktes Szepter in die Hände eines andern, und er starb *) in seinem eigenen Blute, das ihm durch die Schweislöcher drang.

Karls Erziehung erstickte alle gute Eigenschaften in ihm. Der Marschall de Retz brachte ihm die königliche Maxime bei: Schwüre dienten nur zu Ausschmückung

*) Den 30. Mai 1574.

ckung der Rede, und seine Mutter, die giftvolle Catharina von Medicis, lehrte ihm keine andere Tugend, als die Kunst sich zu verstellen.

Er liebte die Gelehrten, und die Jagd war, in Ermangelung anderer Vergnügen, seine liebste Beschäftigung.

In seinem zehnten Jahre wurde er zu Reims gesalbt.

"Getraust du dir auch — fragte ihn damals seine Mutter, — diese langweilige Zeremonie auszuhalten?"

"O ja! — antwortete er; — Ich will mich über nichts beschweren, wenn ich nur ein Szepter erhalten kann. Frankreich ist wohl werth, daß man sich's einige Stunden sauer werden läßt."

Er sprach immer vom Kriege und sagte: "warum sperrt man mich, wie die Juwelen der Krone, so sorgfältig ein? — Gesetzt, Frankreich verliert mich, habe ich nicht Brüder, die meinen Platz einnehmen können?"

In der Bartholomäusnacht war er, der dem Vorhaben so lange widerstanden hatte, endlich der Hitzigste. Er selbst schoß unter die Unglücklichen, schrie: "schlagt tod! schlagt tod!" und wollte niemand gerettet wißen, als seine Amme und seinen Wundarzt Ambrosius Pare.

"Man darf diesem Manne, sagte er, nicht das Leben nehmen, der durch seine Wissenschaft es der halben Welt erhalten kann."

Er hatte Liebe und Hochachtung für Künstler und Gelehrte und war selbst in verschiedenen mechanischen Künsten sehr geschickt. Niemand konnte einen bessern Flintenlauf, oder ein besseres Hufeisen für ein Pferd schmieden, als er.

Er konnte falsche Münzen so natürlich den guten gleich machen, daß man sie nicht leicht von einander unterscheiden konnte. Gut also, daß er ein König war, denn bei dieser Vollkommenheit in Imposturen möchte er es als Privatmann, dem eben die Begriffe des Naturrechts von dem

Münzregal im Kopfe herumgegangen wären, wohl nicht viel weiter, als zu einer Erhöhung in die Luft, gebracht haben. Als König aber konnte er diese, eine der gefährlichsten der nachahmenden Künste, freilich am besten, wenigstens am sichersten, treiben. Wir wollen annehmen, der König habe einen Hofnarren gehabt; — und er hatte wirklich einen mit der Regierung von seinem Bruder geerbt, der Thone hies, denn damals hielten die großen Herren noch Leute, die ihnen die Wahrheit sagen konnten und durften; — Dieser Hofnarr nun soll einmal ein Gespräch mit seinem Souverain über diesen Gegenstand geführt haben.

König. Sieh Thone!

Thone. Ich sehe!

König. Halte diese Münze gegen diese, und sag mir, welche von beiden ist die ächte, und welche ist die falsche?

Thone. Der Unterschied ist schwer zu finden, so schwer zu finden, wie die Wahrheit.

König.

König. Aber welche ist die falsche Münze?

Thone. Ich wette mit dir, Bruder König, um meine Narrenkappe, die mich nährt und mich stempelt zu dem, was ich bin, um nichts anderes seyn zu dürfen; also, um das Beste, was ich habe, wette ich, du weist's besser als ich, welche die falsche Münze ist.

König. Weil ich sie gemacht habe! — Und du kanst gar keinen Unterschied finden?

Thone. Wenn ich ihn finden könnte, suchte ich ihn gewiß nicht vergebens. Ich lobe Euere Kunst, weil Ihr ein König seyd. Wärt Ihr das nicht, so würde ich sagen: lieber, geschickter Künstler, mach, daß du aus dem Lande kömmst, denn wenn der König deine Kunst bewundern soll, so läßt er dich aus lauter Verwunderung über deine Talente hängen. — Nicht wahr? 's ist also doch gut, daß du König bist, sonst müßte dieses Künstlertalent in dir schlummern.

König. Wenn ich nicht König wär, so würde ich meine Kunst anders wozu anwenden.

Thone. Das machtest du klug, Herr Bruder! — Aber ich bitte dich, mach mir einen eisernen Sporn, sonst kann ich nicht mehr auf die Jagd mit dir reuten, denn wenn dich die Maulthiere und Esel sehen, so gehen sie nicht vom Flecke. Mein Esel geht auch nicht; drum sey so gut, und mach mir einen Sporn.

Freund Thone spielte nicht ohneUrsach auf des Esels Schrecken an, denn Karl fand viel Vergnügungen dabei, diesen Thieren auf einen Hieb den Kopf abzuhauen. Wo ihm ein Esel begegnete, um dessen Kopf war es sogleich geschehen, er bezahlte ihn aber jederzeit dem Eigenthümer.

Einst gieng er auch mit dem Säbel in der Faust auf den Maulesel seines Favoriten, des Herrn de Lansac los, um ihm den Kopf abzuhauen:

„Ei!

"Ei! Sire! — rief Lansac; — was für Händel habt ihr mit meinem Maulesel?"

Auf dem Wege zur Jagd, soll ein Esel seinen Kopf durch Karls Hand verlieren:

König. Thone! hast du's gesehen?

Thone. Der Pursch starb eines rühmlichen Todes. Der Streich kam von einer königlichen Faust.

König. Sahst du's? auf einen Hieb!

Thone. Ja! ja! — Aber es war ein vierbeinichter Esel. Wenn Ihr einmal Lust habt zweibeinichten Eseln eben diese Gnade anzuthun, so sagt mir's nur. An Euerm Hofe laufen sie zu Duzzenden herum.

König. Die gehören in Dein Revir.

Thone. Ich belehne Euch mit der hohen Jagd in demselben. Meine Jagdgerechtigkeit gilt nur ohne Blut, und mit dieser Pritsche schlägt man keinen Esel tod. Drum habt Ihr deren so viele

täglich und stündlich um Euch. — Ihr seyd der rechte Weidemann; aber wie ich merke, glaubt Ihr nur Wald zu sehen, wo es Bäume giebt, sonst könntet Ihr täglich Hetzen auf Euerm Schloße haben, da giebt's Wölfe, Füchse, Tieger und Hasen, aber sie laufen in falschen Drapperien herum, und wahrhaftig! Bruder König, Du verkennst sie. Ich wollte dir eine Sau zeigen, wenn Du sie sehen wolltest, die wär wirklich werth gehetzt zu werden. Und einen Keuler kenne ich, der muß die Fänge verlieren, sonst geht er auch dich selbst noch an, wenn er sich sicher glaubt.

König. Du hast viel Wißenschaft in diesem Fache!

Thone. Deine schönste Menagerie, ist dein Hof. — Dort giebt's auch Pappageien; sie machen einem viel Spas, wenn man ihnen die Zunge lößt. Nichts lernen sie leichter nachrufen, als: Spitzbube! Spitzbube! — Da wollen wir denn gleich den 129. Psalm singen.

König. Für mich schickt sich der am besten, denn unzähligemal haben sie mich angefallen.*)

Thone. Sieh den Hirsch dort! — Er trägt sein Geweih zur Schau. Glaube nicht, daß viele Männer ihm das nachthun. Ich kenne welche — die ignoriren es ganz, daß sie gekrönt sind.

König. Gekrönt?

Thone. Nimm Dir das nicht an, Du bist zwar auch gekrönt, aber auf eine andere Manier. Und in der Welt kömmt auf die Manier alles an. Jag zu! — jag zu! —

Karl war, wie gesagt, ein starker Jäger; er schrieb sogar ein Werk von der Jagd, das Herr de Villeroy in Ord-



*) Das sagte der König wirklich, als man von den Lieblingspsalmen sprach, die damals als Chansons galten. Heinrich II. hatte am 28. Psalm einen besondern Geschmack, und der Königin Mutter ihr Lieblings Psalm war der 149ste.

nung brachte, und im Jahr 1625. zu Paris unter dem Titel:

Chasse royale, composée par Charles IX.

edirte. Ronsard sagte in Versen darüber:

"Die Kunst zu jagen ward in ein
System gebracht,
von König Karl; er hat ein schönes
Buch gemacht,
doch unvollendet blieb's, weil er darüber starb."

Karl hatte Rednertalente, wovon er viele Proben ablegte, und mit Ronsard korrespondirte er in Versen. Man hat noch einige dieser Briefe von ihm, an den Dichter. In einem dieser Gedichte sagt der König:

"Viel höher schätzte ich, man mag
darüber richten!
als die Regierungskunst, die schöne
Kunst zu dichten.
Die Krone gab man mir, und Du,
als Dichter, hast

die

die Krone oft verschenkt, des Hauptes schöne Last.
Ein himmlisch Feuer thront in Deinem vollen Busen,
es lodert auf, entflammt vom süssen Hauch der Musen,
und mich erhebt mein Stand. Der Götter Liebling bist
verehrter Ronsard Du, Dein König aber ist
der Götter Bild. Es rührt, entzückt, die goldne Leier,
von Deiner Hand gespielt. Es strömt ein sanftes Feuer
durch alle Herzen hin. Befehl würkt dein Gebot,
man folgt Dir, wo umsonst ein König selber droht."

Karl hatte den Grundsatz, das Vergnügen zu regieren, sey eine unheilbare Krankheit.

Die Belohnungen, die Karl den Dichtern gab, waren nicht groß, er handelte dabei auch nach einem eigenen Grundsatz.

Thone. Höre König, der Mann der eben von Dir weggieng, war —

Karl. Ein Dichter.

Thone. Und du liebst Dichtkunst und Dichter?

Karl. Das weißt du ja.

Thone. Dennoch schwöre und wette ich darauf, er hat sich über Deine Freigebigkeit nicht zu beschweren. Du hast ihm gewiß nicht zuviel gegeben, ich merkte das seinen Mienen ab.

Karl. Das wär auch nicht gut.

Thone. Hm! darüber lies sich mehr sagen, als du vielleicht denkst.

Karl. Ich weiß freilich nicht, was Du darüber sagen kannst, — aber was ich davon denken und sagen kann, — das weiß ich.

Thone. Daran zweifle ich nicht! — und das wär?

Karl. Die Dichter gleichen den Pferden —

Thone. Oho!

Karl. Sie werden faul und verlieren Muth und Lebhaftigkeit, wenn sie Ueberfluß haben.

Thone. Meinst du?

Karl. Man muß sie nähren, aber nicht mästen.

Thone. Aha!

Karl. Und was meinst Du?

Thone. Ich denke, die Dichter gleichen den Würzblumen; je mehr sie begossen werden, je schöner duften sie.

Karl. Du irrst dich. Je stärker du sie begiessest, je eher verwelken sie.

Maria Touchet *) war des Königs Geliebte. Er hat mit ihr zwei Kinder gezeugt, wovon das eine frühzeitig wieder starb, das andere, Karl, der letzten

Linie

*) In den Skitzen ꝛc. ist nicht augemerkt, daß sie den 18. März 1638. in einem Alter von 89. Jahren starb.

Linie der Duks d'Angouleme Stammvater war.

Von seinem Tode sagt man, wie auch in den Skitzen &c. *) angemerkt ist, daß ein Besuch, den er der schönen **Maria** geschenkt habe, als er das viertägige Fieber auf der Jagd gehabt hatte, an demselben schuld sey. Diese Sage hat zu folgender Grabschrift Stoff gegeben:

Pour trop aimer Diane et Cythérée aussi,
L'une et l'autre m'ont mis en ce tombeau ici.

Auf seinem Todbette sagte er:

"Ich danke Gott! daß ich keinen Dauphin hinterlaße. Dieser würde ein Kind seyn, und Frankreich bedarf eines **Mannes**. Aus der Erfahrung weiß ich, welch' eine elende Sache es um einen König ist, der unter der Vormundschaft steht."

Sein

*) I. Samml. S. 63.

Sein Sinnbild waren zwei Säulen. Ueber denselben eine Krone, und die Devise:

Pietate et justitia.

Sein Kanzler, der bekannte de l'Hospital, hatte ihm dasselbe gewählt.

Im Jahr 1569 führte die Königin Mutter den König zur Belagerung von Saint Jean d'Angelie — Und da sagt Mezerai:

"Sie führte stets die Werkzeuge der
"wollüstigsten Vergnügungen bei sich, be-
"sonders ein Hundert schöne Hoffräuleins,
"welche wieder wohl zweimal so viele
"junge Herren um sich hatten. Der Ball
"mußte, wie Montluc sagt, seinen Fort-
"gang haben, wenn auch der Krieg noch
"so viel besorgen lies, und wenn man
"noch so viel zu thun hatte. Der Schall
"der Trompeten konnte den Klang der
"Violinen nicht unterdrücken. Die Ma-
"schinerien zu den Balletten, und die
"Kriegs- und Sturm-Maschinen lagen

"auf

"auf einem Wagen beisammen, und Ge"fechte, in denen sich die Franzosen die "Hälse brachen, wurden oft auf eben dem "Platze gehalten, wo sich die Damen mit "Ringelrennen belustigten."

---

# IX.

# Duk de Roquelaure.

Der Duk de Roquelaure war zu seiner Zeit ein Erzspasvogel, dabei ein Mann von Esprit, und so galant und zärtlich, als es ein Mann nur seyn kann. Aber Mutter Natur hatte in Ansehung des Aeusserlichen nicht viel für ihn gethan, obgleich die Damen Talente an ihm entdeckten, die sie nicht grausam gegen ihn machten. Hier ist sein Portrait:

"Er hatte kleine schwarze Augen, "denen man insgemein den Namen: "Schweinsaugen giebt, über welchen sich "dicke, breite Augenbraunen in Bogen nach "der Stirne zu wölbten. Seine Gesichts"farbe war bräunlich, seine Nase war "platt und eingedrückt, so, daß man sie "kaum gewahr worden wär, wenn nicht "zwei von Taback beschmierte Nasenlöcher "beständig ihre Existenz angekündiget hät-

"ten. Man verglich die Nase des Duks "mit der Nase eines Bologneſers; ſie gab "beſtändig einen übeln Geruch von ſich, "den alle wohlriechende Tabacke, die er "ſchnupfte, nicht entkräften konnten. Sein "Geſicht war breit, ſein Mund war groß "und er ſelbſt war ſo klein, wie ein "Zwerg. Wenn man ihm die Abſätze "von den Schuhen, auf denen er, wie "auf Stelzen, einher gieng, und ſeine "fürchterlich hohe Perucke abnahm, ſo "würde man ihn für einen Einwohner "aus Liliput gehalten haben, und Swift "hätte ein Original für ſeine Zwerg- "ſchilderungen gehabt, ohne zu über- "treiben."

Aber dieſe "execrable Figur," wie ihn die Hofdamen oft zu nennen pflegten, hatte die ſchönſten Hände vielleicht in ganz Frankreich: ſie waren ſo weiß, klein, zart und fleiſchicht, daß manche Dame franzö- ſiſchen Geblüts, ihn um dieſelben ſo ſehr beneidete, (wie ihn eine Chineſerin um ein paar kleine Füſſe beneidet haben wür-

würde;) — und dennoch dadurch keine schönern Hände bekam, als — sie schon hatte.

Er hatte ein sehr aufgewecktes Humeur, er war lustig, scherzte gern, und satirisirte noch viel lieber.

Er war höflich, zuvorkommend, er war einnehmend, hatte ein gewißes edles Air, war lebhaft und heftig zuweilen.

Er war scharfsinnig und schadenfroh. Antwort blieb er nie schuldig.

Er war verliebt, und bestund mancherlei galante Abentheuer; er liebte alle Lustbarkeiten bis zur Schwelgerei, und stürzte sich in den Strom der Vergnügungen oft so rasch, daß er beinahe darinne umkam.

Bei dem allen, sagt der Franzos, der seine Fata uns mittheilt, war er so tapfer, wie ein Soldat, und so großmüthig, wie ein Fürst.

Seinen Freunden diente er gern, besonders mit Rath und That, mit Anschlägen und Worten, denn er war ein Nachbar der Garonne und war ein vollkommener Hofmann.

Man hat zwei Sammlungen seiner Abentheuer und Bonmots in französischer Sprache, in denen aber vieles auf des Duks Rechnung geschrieben wird, was schon lange auf die Rechnung der Hof- und Stadt-Narren verschiedener Nationen erzählt, gedichtet und gesagt worden ist. Das ist nicht der einzige Fehler dieser Sammlungen. Sie wimmeln von Obszönitäten und Zweideutigkeiten, mit denen ich meine Leser nicht heimsuchen will, oder die Ohren meiner Leserinnen beleidigen und dem ganzen schönern Theil der Christenheit ein Aergerniß geben mag. Ich will daher nur diejenigen Anekdoten heraussuchen, die man lesen kann, ohne dabei zu erröthen. Und deren werden nur wenige seyn.

# I.

Wenn der Duk Post ritt, so war er so schlecht gekleidet, daß man ihn nie für das hielt, was er war. *)

So geschah es denn einst, als er von dem König Ludwig XIV. Befehl erhielt, nach Spanien zu gehen, dort ein wichtiges Geschäft zu betreiben, daß er eben so schlecht gekleidet durch Lion kam.

Er kam eben vor dem Pallast des Erzbischofs vorbei, als dieser in den Wagen steigen wollte.

Der Erzbischof, der den Duk vor einen Kourier hielt, gern wißen wollte, wohin er gieng und auf Neuigkeiten aus Paris erpicht war, schrie ihm zu:

"Holla! heda! mein Freund, halt still!"



*) Damit scheint der Franzos mehr zu sagen, als er wirklich sagt.

Dem Duk verdroß dieser Anruf, aber er hielt still, es ihm zu verstehen zu geben.

"Was giebt's?" fragte er.

"Woher kömmst du? — fragte der Prälat; — was giebt's neues?"

"Ich komme von Paris, wo man Zuckererbsen verkauft."

Dem Erzbischof frappirte diese Antwort, er dachte nach, was der Mensch damit sagen wollte, und fragte endlich weiter:

"Mein Freund! wovon sprach man in Paris, als du wegrittest?"

"Man sagte, es sey Vesperzeit."

"Aber wie nennt man dich?"

"Einige nennen mich holla! heda! andere, he! guter Freund! aber ich, der ich mich besser kenne, heiße mich den Graf von Roguelaure. — He! zu Postillion!"

Der

Der Prälat war, sagt der Franzos, als er ihn so reden hörte, sehr erschrocken. Ich aber finde weder viel Witz in des Duks Antworten, noch die Ursach des Erschreckens des Erzbischofs, in dem Vorgange.

## II.

Ludwig XIV. kriegte und liebte mit gleichem Glück und gleicher Passion, wie allbekannt ist, und weil der liebe König in der Liebe gar sehr die Veränderung und den Reiz der Neuheit liebte, so geschah es, daß er nach mancherlei Eroberungen endlich seine verliebte Augen auch auf das Fräulein von C*** warf. *)



*) Der Verfasser hätte ihren Namen immer ausschreiben können. Was läg daran, eine Maitresse mehr namentlich zu kennen? — Ich kann den Namen des Fräuleins nicht enträthseln, sie wird aber bald einen andern bekommen.

Dieses Fräulein war jung, liebenswürdig, reitzend, schön und lebhaft; wie konnte es fehlen, daß sie nicht wär von dem empfänglichen König geliebt, oder vielmehr mit Augen des Verlangens betrachtet worden?

Der König liebte die raschen Entwickelungen und sagte dem guten Fräulein so mancherlei vor, das ihr gefallen mochte, daß er gleich nach der zweiten Unterredung die Handschuh bekam.

Der König unterhielt sich einige Monate mit dem guten Kinde, aber dann war er besorgt, ihr wegen veränderter Umstände, einen Mann zu geben. Aber es wollte sich keiner finden, der Lust hatte des Königs Schwager zu seyn, und so geschah es denn endlich, daß dieser weibliche Schatz, dieser Innbegriff von Schönheit, an den Innbegriff von Häßlichkeit, an unsern Duk kam.

So erhielt einst der lahme, schmuzige Vulkan, die Göttin der Liebe zum Weibe.

Damals war der Duk nur noch Marquis, und nahm Sr. allerchristlichen Majestät die Bürde ab, die er mit Erkenntlichkeit unterbringen wollte.

Aus königlichen Händen kömmt keine Braut leer, so dachte der Duk, aber so ganz ordentlich, wie es wirklich war, stellte er sich das Ehe-Abentheuer doch nicht vor.

Die Vermälung geschah mit ausserordentlichen Gepränge, auf königliche Kosten, oder vielmehr auf Unkosten seiner Unterthanen, und der neue Ehemann wurde Graf, und zum ausserordentlichen Gesandten in Spanien ernennt.

Der Graf mußte bald abreisen, vermutlich, weil seiner Gemalin seine Gegenwart eben nicht sehr angenehm war, und als er eben durch Lion reiste, begegnete ihm das erzählte Abentheuer mit dem Erzbischof.

Nach fünf Monaten kam er nach Versailles zurück, und die größte Neuig-

keit, die er vernahm, war die Niederkunft seiner Gemalin, mit Zwillings-Töchtern. Die Ordnung der Natur mußte sich umgekehrt haben, sonst war es nicht wohl möglich, daß seine Frau in 22. Wochen das Wochenbette beschritten haben konnte.

Ein guter Freund hinterbrachte ihm diese Nachricht zuerst.

"Mon ami! ich gratulire."

"Wozu? zu meinen guten Verrich-"tungen"—

"Allerdings!"

"In Spanien?"—

"Und hier."

"Und hier? wie verstehen Sie das?"

"Mon dieu! Sie wollen mich nicht "verstehen."

"Mich soll der Teufel holen! wenn "ich das nicht will, aber ich kann nicht."

"Wissen Sie noch nicht?"—

"Was?"

"Sie

"Sie sollten nicht wissen, was in Ihrem Hause vorgeht?"

"Nun? was kann dort vorgehen?"

"Eine Vermehrung der Familie."

"Wie? zum Teufel! Sie scherzen."

"Sie scherzen mit mir, mon cher!"

"Eine Vermehrung meiner Familie, sagen Sie? hm! wie lange bin ich denn in Spanien gewesen? wie lange bin ich verheuratet? — Hat sich die Natur verändert? — Mon ami! Sie sind ein Spasvogel."

"Ihre Frau Gemalin ist diesen Morgen von Zwillingstöchtern entbunden worden?"

"Auf Ihre Ehre?"

"Auf meine Ehre!"

"Nun! das ist viel auf einmal: Gemal — Graf — Gesandter — Hahnrei — zwei Töchter. — Wetter! wie läßt sich das alles sumiren?"

"Und Sie wußten nicht, als Sie heuratheten" —

"Das

"Das wußte ich, daß mein ehelicher Tugendspiegel mit dem König — manche Bouteille Champagner geleert hatte, aber daß sie — einen andern Vater zu ihren Töchtern suchte — wenn ich das gewußt habe — so soll mir's noch einmal so, wie jetzt, gehen. Wißen Sie, mon ami! daß das kein Spas ist?

"Das glaube ich!"

"Und daß ich nicht umsonst der Narr seyn werde?"

"Ich wollte Sie verdenken, mon cher! denn es muß wehe, sehr wehe thun" —

"Vater in 5 Monaten zu werden, da haben Sie recht!"

"Sie gehen jetzt zum König?"

"Ihm Rechenschaft von meiner Gesandtschaft abzulegen. Und so bald das geschehen ist, werde ich bei meiner Gemalin die Wochenvisite abstatten. Gott befohlen, mon ami! — Wenn alle Gesandte in der Welt so honorirt würden,

wie

wie ich, man würde sich zu diesen Posten eben nicht stark drängen, denke ich."

"Seyn Sie ruhig! Sie haben Brüder —"

"Leider!"

"Und Sie sind nicht der einzige Gesandte —"

"Der so glücklich ist, wie ich, wollen Sie sagen? — Das ist auch noch mein einziger Trost. Aber hüten werde ich mich für der zweiten Verschickung."

Nach erhaltener Audienz kehrte der Duk zurück, und lies sich bei seiner Gemalin melden.

"Man sagt mir, Madame, sagte er, daß sie in den Wochen liegen. Ist das wahr?"

"Sehen Sie nur mon cher die beiden artigen Kinder."

"Laßt doch sehen!"

Man führte ihn zu den Kindern. Er sah sie bedenklich an, erkannte sogleich die

Züge

Züge ihres Vaters, schüttelte den Kopf, lachte und sagte:

"Schön willkommen, ihr Kleinen! ich kann euch aber auf Ehre und als ehrlicher Mann versichern, sobald habe ich euch nicht erwartet!"

Hierauf verlies er das Zimmer, und König und Hof erfuhren sogleich, was er gesagt hatte.

## III.

Der Duk kurzweilte noch weit stärker und für den König sehr empfindlich über diese Begebenheit. Ja, er drohte sogar mit Vergeltung.

Das alles erfuhr der König wieder, und da er den geißelnden Witz des Mannes kannte und fürchtete, nahm er sich vor, ihm den Mund auf eine angenehme Art zu stopfen.

Er lies ihn rufen, gab ihm derbe Verweise und beschloß endlich seine Strafpredigt mit folgenden Worten:

"Ich

"Ich mache Euch zum Duk und vergesse das Vergangene; aber bessert Euch in Zukunft."

Er sprach das in einem Tone aus, und hatte für das Wort bessern einen Akzent, der dem Duk durch die Seele fuhr. Er las in diesem Ausdruck Bastille und alles, was schreklich war, und versprach sehr kleinlaut, sich zu bessern.

Kaum war er aber entlaßen, so dachte er darauf, seiner Gemalin etwas an's Herz zu legen, daß sie, ohne es für Beleidigung des Königs nehmen zu dürfen, dennoch eben so stark fühlen müße, als er des Königs Verweiß gefühlt hatte.

Dazu wählte er die Stunde, als eben ihr Zimmer voll Damen war, die Wochenvisiten ablegten. Ganz ernsthaft trat er in das Zimmer, nahte sich dem Bette seiner Gemalin, und sagte, den Ton des Königs parodirend:

"Ich mache Sie zur Duchesse und vergesse das Vergangene; aber bessern Sie sich in Zukunft."

Er verlies das Zimmer und lies die Gesellschaft nachdenkend zurück: wie dieses Rätzel zu lösen sey?

Das Bonmot wurde bald am Hofe bekannt, der König erfuhr es, und fühlte alles, was der Duk damit hatte sagen wollen; und ebendeswegen blieb er ihm in Gnaden gewogen.

## IV.

Herr von Hermenonville hatte sich das Kompliment angewöhnt: "ich küße Ihnen die Hände!"

Einst sprach er mit einem Prinzen im Schloßgarten, zu dem er denn immer sehr verbindlich sagte:

"Ich küsse Ihnen die Hände!"

Der Prinz gieng, und der Dauphin fragte bald darauf, wo er sey?

"Er wird bald kommen," antwortete unser Duk.

"Wo ist er?" fragte der Dauphin.

"Er wäscht seine Hände, die ihm Herr d'Hermenonville so eben geküßt hat."

V. Der

## V.

Der Dauphin schickte den Duk de Roquelaure an eine schöne Straßburgerin, die er auf einem Balle zu Straßburg bemerkt hatte, ab.

"Ich habe Ihnen viel Verbindliches vom Dauphin zu sagen."

"Ich bin entzückt! — Sollte ich wirklich? —"

"Es ist genug Ihnen zu sagen, daß er sie nicht allein bemerkt, daß er sie auch sogar liebenswürdig gefunden hat."

"Sie schmeicheln mir mit einer Zaubermacht —"

"Die Sie besitzen. — Im Namen des Dauphin habe ich Ihnen also zu sagen, meine Schöne, daß er entzückt ist, und daß er 500 Louisd'or für das seelige Vergnügen, Ihnen ein Haar rauben zu dürfen, geben wird."

"Versichern Sie, mein Herr, den Dauphin, daß ich nicht im Kleinen, sondern en gros handele, und sagen Sie ihm,

daß um den Preis von 500. Louisd'or ihm das Ganze zu Befehl stehe."

## VI.

Einst fuhr der Duk schlecht gekleidet in einem Miethwagen von Paris nach Versailles. In diesen Wagen setzte sich noch ein Mensch, über deßen Häßlichkeit er durch eine der schnellsten, sympathetischen Wirkungen sehr bestürzt wurde."

Sogleich lies sich der neugierige Duk mit dem häßlichen Manne in ein vertrautes Gespräch ein.

Duk. Darf man wißen, mein Herr, wer Sie sind?

Fremder. Ein Edelmann aus Auvergne.

Duk. Und sie gehen nach Versailles — weil — ?

Fremder. Weil ein Prozeß mich dazu nöthigt.

Er erzählte ihm nun, daß die Sache eine Zahlung von 10,600 Louisd'or betreffe, die er seiner gerechten Sache ungeach-

geachtet, nicht ausbezahlt bekommen könne, weil sein Gegner ein Generalpachter, die Chikane selbst zum Anwald habe.

Der Duk entdeckte sich ihm, und versprach ihm zu helfen.

Er hatte ihn in den großen Gang geführt, als sie nach Versailles kamen, durch welchen der König in die Kapelle zur Messe gieng. —

Indem er sich nun im Gefolge des Königs dem Auvergner nahte, sagte er zum König.

"Sire! sehen Sie hier einen Mann von Stande und Verdiensten, dem ich viele Verbindlichkeiten schuldig bin, der einen Prozeß hat, durch den ein Generalpachter ihn zu Grunde richten wird, wenn Ew. Maj. ihm nicht helfen wollen."

Der König versprach der Sache zu gedenken; der Prozeß wurde vom Staatsrath untersucht, der Edelmann gewann ihn und bekam das Geld.

**König.** Warum habt Ihr Euch des Mannes so sehr angenommen? welches sind

die Verbindlichkeiten, die Ihr ihm schuldig seyd?

Duk. Sire! Sie werden bemerken, daß er häßlicher ist als ich. Ich bin ihm also Verbindlichkeiten schuldig, denn ohne seine Erscheinung würde ich immer noch geglaubt haben, der Häßlichste im Königreich zu seyn; das ich aber nun nicht bin, wie ich sehe.

Der König lachte über des Duks Einfall, und der Auvergner nahm, nach einer verbindlichen Danksagung, mit einem:

"Gott erhalte Ihr Gesicht!"

von ihm Abschied, indem er ihn durch die Brille ansah.

"Wozu dieser Wunsch?"

"Wenn Ihnen je das Gesicht ablegen sollte, so wären Sie mehr zu bedauern, als ich, weil Ihre Nase unmöglich eine Brille tragen kann."

---

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Abentheuer, Meinungen und Schwänke galanter Männer Ein Seitenstück zu den Skitzen aus den Leben galanter Damen

Regensburg 1791

Biogr.c. 439 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071487-8
VD18 11409525